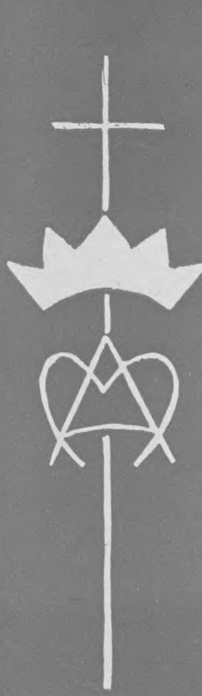
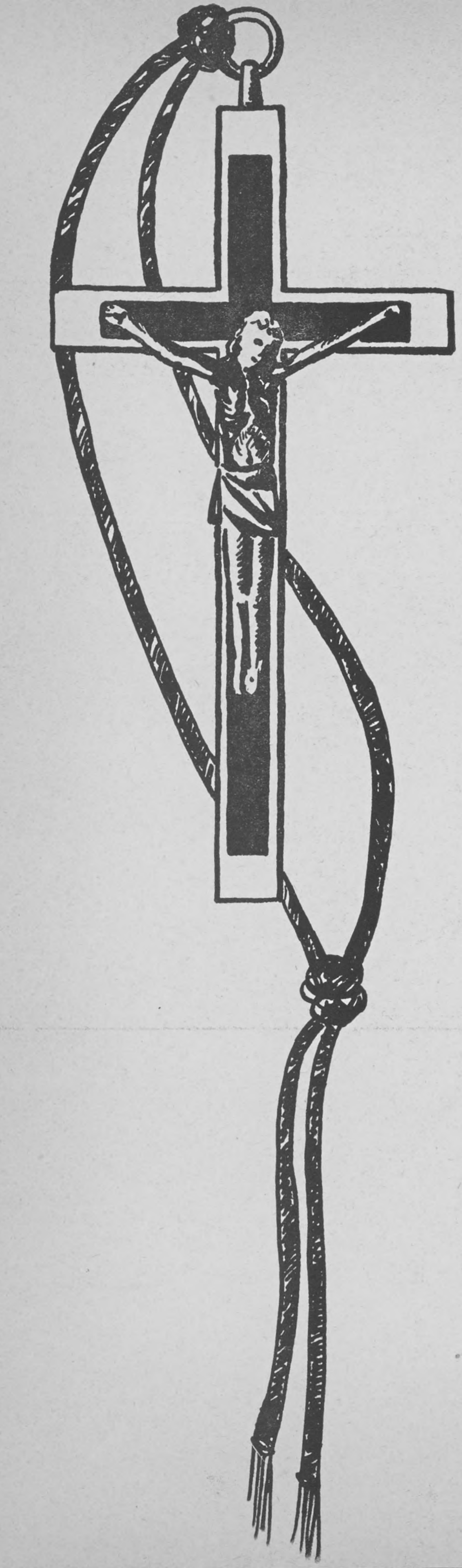
Juli
1948



DER MARIENBOTE



QUESTIONS and ANSWERS .

What is the Missionary Association?

The Missionary Association of Mary Immaculate is a union of catholics who through their prayers and offerings support the Oblate missions and especially the education of new missionaries.

What are the obligations of the members?

To say three "Hail Marys" daily and make an offering of $1.00 each year.

What is the money used for?

It is used for the support of the Oblate missions in foreign countries and toward the education of new missionaries.

What do I receive in return?

One Holy Mass is said daily for all the members of the Missionary Association. The members also participate in the prayers and good works of the Oblate Fathers and Brothers.

Is there anything else that I gain?

Yes. The director of the Missionary Association offers up a novena of masses several times during the course of the year for the intention of all the members. In May the novena was in honor of the Holy Ghost and ended on the feast of Pentecost. In June, from the 13th to the 21st, a Novena was held in honor of the Sacred Heart. In July there will be another in honor of the Precious Blood.

What is the purpose of these Novenas?

To help the members of the Missionary Association. Since they help us to support our Oblate foreign missions, we in turn want to help them in their worries and sorrows as much as we possibly can.

How can I participate in these Novenas?

The members are informed when these novens take place. During the days of the novenas attend mass in your own parish church and if possible receive Holy Communion. If circumstances do not permit this then try to say more special prayers of your own, for instance the litany of the Sacred Heart. At least unite yourself in heart and mind with the director who is saying the masses for you.

Must I pay to participate in the Novenas?

No. All members of the Missionary Association participate in the daily masses as well as in the special novenas.

What shall I do?

Join the Missionary Association now and invite as many of your friends as possible to join with you. The sacrifices are small, but the benefits are great. They help you and you in turn help the Oblate Missions.

Am I bound to support the missionary work of the Church?

Yes. God's Will demands that we make known His holy name to all nations. We catholics, the clergy and the laity, are called upon to carry out this command. Join the Missionary Association.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

No. 10 Regina, Sask., Juli 1948 16. Jahrgang

Dies und Das

Sinn und Sinnlosigkeit. Hans Wirtz schreibt in seinem großartigen Büchlein „Bruder Franz in unserer Zeit": Letzte Vollkommenheit und letzter Sinn des Lebens ist — Gott. Das hat keiner so tief geschaut und so beispielhaft gelebt, wie Bruder Franz. Keiner hat aber auch so klar erkannt wie er: daß von allen geistigen und materiellen Barrikaden, die der Seele — und der Menschheit im ganzen — diesen Weg zur Vollkommenheit und so den Weg zu Gott verlegen, die höchste und am schwierigsten zu überwindende der verdammte Hunger nach Gold ist.

Gold in jeder Prägung und in jeder Fassung. Gold als gleißende Barren funkelnden Metals; Gold als der flittrige Tand eitlen Ruhmes und flüchtiger Ehren; Gold als das Mastkalb fleischlicher Gelüste und Gelage; Gold als die lockende Brücke zu den steilen Ufern der Macht und der Herrschaft über die Herzen und die Hände der Menschen! Zu allen diesen Dingen und Erfüllung aller irdischen Wunschträume ist — Gold nötig. . . ."

Diesem Goldeshunger hat Jesus Christus in seiner Bergpredigt den großen Gotteshunger gegenüber gestellt. „Selig, die nicht reich sein wollen Selig, die nicht nach Ehre und nach Ruhm suchen. Selig, die keine Freuden des Fleisches und des Gaumens verlangen. Selig, die da nicht über ihrem Bruder stehen wollen, die immer mit den allerletzten Plätzen zufrieden sind, ja, die sogar niederknien vor ihrem Widersacher und mit dem Heiland sprechen: „Bruder, laß mich dir die Füße waschen und küssen."

Was sind das nur für Seligkeiten? Wie kann ich glücklich sein ohne Geld? Ohne Ansehen unter meinen Nachbarn und Freunden? Ohne Erdenfreuden? Wenn mir jeder auf dem Kopfe herumspringt, mich verachtet, wie man einen Bettler verachtet, als wenn ich garnichts wäre? Es ist ja schön und gut, von christlicher Demut und von christlicher Erniedrigung zu sprechen. Es ist auch ganz richtig, die Gnade Gottes zu erwähnen, die mit jedem frommen Menschen ist. Was ist das aber, die Gnade? Sie nährt mich nicht und sie kleidet meinen nackten Körper nicht. Dazu brauche ich Geld, viel Geld.

Braucht der Mensch wirklich das Geld notwendiger als alles andere?

Es gibt heute unzählige Menschen in Europa, die viel Geld besitzen. Auch Gold und Diamanten haben sie — nur kein Brot! Und keine Kleidung,

um sich vor Wind und Kälte schützen zu können. Das Geld nährt sie nicht, und es bekleidet sie auch nicht. Alle diese Millionen Hungernder und Verbitterter harren heute auf die Liebe Christi! Sie Schreiben uns und sie rufen uns im Namen der Liebe des Erlösers an, ihnen zu helfen. Nach der Liebe der Gnade Gottes rufen sie, denn sie haben erkannt: Nicht das Geld, nur die Liebe kann retten, kann Brot geben und Rock.

Sie sind arm geworden. Durch eine bittere Schule, voller Tränen und Verzweiflung, mußten sie — und müssen sie immer noch — gehen, bis sie zu dieser Erkenntnis kamen.

Wir sind vor dieser Schule verschont geblieben. Der Krieg kam. Hier und da, wo Väter und Mütter ihre gefallenen Söhne betrauern, hat er wohl seine schrecklichen Spuren zurückgelassen. Im Durchschnitt sind wir aber durch den Krieg nicht ärmer — wir sind reicher geworden an irdischen Gütern. Unsere Tische sind gedeckt, und wir sind gekleidet wie Könige.

Warum ging es uns wohl so gut? Sind wir etwa besser und heiliger als jene, die heute in Europa leiden? Ist in den Herzen der Menschen Europas das Brennen nach dem Golde gewesen, so daß Gott sie strafen mußte, während es in uns so sehr nach Gott brannte und immer noch brennt, daß Gottes Segen sich uns einfach nicht entziehen konnte?

Welch eine wichtige Frage das doch ist. Eine Frage, die mit Angst und Bangen erfüllt. Schauen wir hinab in die Tiefen unserer Herzen, dann sehen wir ihre Antwort. Sie ist wahrhaftig nicht gottdurchleuchtet. Es ist nicht viel des Gottbrennens in uns, es ist dort aber sehr viel des Verlangens nach dem Gold. Warum Gott uns seinen Segen erhielt, wissen wir nicht. Wir wissen aber, daß es nicht immer so bleiben kann. Gottes Geduld ist unverständlich. Er läßt aber auch nicht mit sich spielen. Wer Augen hat, der wird sie jetzt öffnen, um zu sehen, was da zu sehen ist.

Religion ist Gottesverehrung. Oder wissen wir das nicht mehr? Unsere christliche Religion ist eine Gottesverehrung durch Jesus Christus, mit Jesus Christus und in Jesus Christus. Nicht, daß wir glauben und die Gebote halten ist da die Hauptsache, es ist eine persönliche, volle Hingabe an das Ewige verlangt. Jesus muß uns so bekannt sein, wie uns Mann, Weib und Kind bekannt sind. Seine Gegenwart in unserem Herzen müssen wir so lebendig empfinden, daß wir in allem so wie Jesus denken, wünschen und handeln. In meinem Leben, in meinem Tragen und Dulden muß er sein, und was immer ich beurteile, muß ich so beurteilen, wie Jesus es täte.

Hätten wir dieses Christentum, dann wäre auch alles in uns und bei uns, was mit Jesus zu uns kam. Wir würden demütig werden und in Demut für unsere und für aller Menschen Sünden sühnen und opfern. Barmherzigkeit, Milde, Güte, Gerechtigkeit, Geduld, Glauben, Hoffen, Lieben würden unserer Frömmigkeit entsprießen, zur Verherrlichung des allewigen Gottes.

So ist es aber nicht mit uns. Die Vereinigung mit Jesus durch die hochheilige Kommunion, die Nachfolge Jesu des opfernden Kreuzträgers durch Dick und Dünn ist uns fremd geworden. Wir leben zu gut und finden vor lauter Freude an und Sorge um die irdischen Dinge keine Zeit darüber nachzudenken, was wir eigentlich dem Herrn schulden.

Unsere Großväter und Großmütter lebten viel ärmer als wir. Jedes Stücklein Brot mußten sie sich schwer erarbeiten, und wenn sie in der Kirche saßen, waren sie anders gekleidet als wir. Sie hatten das Notwendigste. Und alle Zeit, die wir für das Ueberflüssige verschwenden, benutzten sie für ihren Gott, der ihnen nicht nur hoch oben im Himmel, der ihnen aber ganz lebendig im tiefen, frommen Herzen wohnte. Ihr Leben war reicher an Arbeit, Sorgen und Kreuzen, und ärmer an Bequemlichkeiten als unser Dasein. Darum waren sie dem Heilande auch ähnlicher als unser Geschlecht es ist. Darum hält der Gottesglaube, den sie uns ins Herz gepflanzt, auch so lange.

Heute nennt man diese Leute „altmodisch". Ja, sie waren altmodisch, denn sie fuhren mit Ochsen und mit Pferden durch Gottes weite Landschaft, nicht im Auto. Und sie schlagen heute noch die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie Puder und Lippenstift sehen. Sie können nicht verstehen, daß unsere Jüngeren so viel Wert auf das Aeußerliche legen, und so wenig Zeit für das Innere haben und für das, was über uns seit Ewigkeiten lebt und liebt.

Sie sind altmodisch — und wir sind neumodisch, geradezu sündhaft neumodisch, irdisch verwöhnt und dem Himmlischen abgewöhnt.

Wird der Herr uns noch lange zuschauen? Der Lohn für unser oberflächliches Leben wird kommen, heute oder morgen, in dieser Welt oder in der nächsten. Kommen wird er aber bestimmt. Denn Gott ist gerecht. Er straft Europa nicht, während er uns einfach weiter die Freuden der Welt genießen läßt. Geißelt er die Sünde dort, dann wird er sie auch hier einmal unter seine Knute bringen.

Wie muß man diesen großen Gott der ewigen Liebe doch bewundern! Immer noch weilt sein Segnen über unseren Feldern, immer noch wartet er auf unseren Dank und auf unseren Preis, in vollster Bereitschaft, alles zu vergessen und zu vergeben, wenn wir mit ganzer Seele zurückkommen zu ihm.

Gott ist immer noch die allerwichtigste Sache der Welt, und das Brennen nach dem Golde die sinnloseste Geschichte, die der Mensch jemals erfunden hat. Diese Wahrheit sollten wir uns vor Augen halten, wenn wir den Lauf der Dinge von heute beurteilen. Sie sind verworren, wie die vielen Menschen in ihrem eigennützigen Streben nach Gold alles verwirren müssen. Das Paradies ist eben nur bei Gott. Und der Weg dorthin führt den Kreuzweg der acht Seligkeiten entlang, die da heißen: „Selig die Armen im Geiste! Ihrer ist das Himmelreich. Selig die Trauernden! Sie werden getröstet werden. Selig die Sanftmütigen! Sie werden das Land besitzen. Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit! Sie werden gesättigt werden. Selig die Barmherzigen! Sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig, die reinen Herzens sind! Sie werden Gott anschauen. Selig die Friedenstifter! Sie werden Kinder Gottes genannt werden. Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, sie werden das Himmelreich besitzen!"

Der Schriftleiter.

Aus der Nachfolge Christi

Je größer und gründlicher dein Wissen, desto strenger wirst du gerichtet werden, wenn dein Leben nicht um so heiliger war. Darum erhebe dich nie wegen deiner Kunst oder Wissenschaft. Lebe vielmehr in heilsamer Furcht, wenn hohe Kenntnis dir zuteil geworden. Glaubst du, vieles zu wissen und es gründlich zu verstehen, so bedenke gleichwohl: Es gibt noch bedeutend mehr, wovon du keine Ahnung hast. Sei nicht hoffärtig. Gestehe vielmehr deine Unwissenheit. Warum willst du einem anderen dich vorziehen, während doch viele an Gelehrsamkeit dich übertreffen und im Gesetze erfahrener sind als du? Willst du Nützliches wissen und lernen, so lerne die Kunst, gern unbekannt zu sein und geringgeachtet zu werden.

Das ist die höchste, die nützlichste Wissenschaft: sich selbst erkennen und geringschätzen. Von sich selber nichts halten, dagegen von anderen gut und ehrenvoll denken, ist große Weisheit und Vollkommenheit. Siehst du einen anderen offen sündigen oder ein schweres Verbrechen begehen, so darfst du deswegen von dir nicht besser denken. Du weist ja nicht, wie lange du im Guten bestehen kannst. Wir alle sind schwache Menschen; doch halte niemand für schwächer als dich selber.

„Schöpferkraft wurde immer mehr aus Mangel als aus Ueberfluß geboren."

„Dadurch, daß der ewig fragende moderne Geist aus der Kirche ausgetreten ist, fehlt das eigentlich treibende, auftreibende, Moment."

„Tiefe und Weite katholischer Lebens- und Weltbetrachtung kommt erst dann recht zum Bewußtsein, wenn wir die Problematik der Dinge durchkostet und die Abgründe des Menschseins überschaut haben."

Das achtfache Selig

Von P. Heinrich Fromm

Wer die Bergpredigt einmal gelesen und nicht wenigstens der kurzen Augenblicke des Lesens ein Rieseln dankbarer Rührung gefühlt hat, einen stechenden Drang, irgend etwas zu tun, daß diese Worte nicht bloß Worte bleiben, sondern lebendiges Leben, gegenwärtige Wirklichkeit werden für immer und für alle: wer die Bergpredigt gelesen und das nicht empfunden hat, wie arm ist der! Niemand braucht unsere Liebe mehr als er! Aber die Liebe aller Menschen zusammen kann ihm nicht ersetzen, was er verloren hat!"

So schreibt einer, der lange Jahre in den Irrgängen des menschlichen Lebens wandelte, der das Leben auswerten kann, der seinen Geist nährte mit allem, was Geistesnahrung heißt und der schließlich, alles irdischen Genusses überdrüssig, neunzehnhundert Jahre weit in die Vergangenheit zurückwanderte, um sich bei Kapharnaum am See Genesareth unter die Zuhörer der Bergpredigt zu mischen und dem Prediger zuzurufen: „O du, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst."

Die Bergpredigt ist die Thronrede, die Reichspredigt Jesu Christi. Sie ist sein für immer gültiges „Programm".

Durch längere Lehrtätigkeit im ganzen Lande, durch zahlreiche Wunder an Kranken und Siechen, hatte Christus seine göttliche Sendung, seine eigene Gottheit reichlich bewiesen. — Die zwölf Jünger waren bestellt. Scharen von Menschen waren ihm gefolgt. Aus Galiläa, aus dem Gebiete der zehn Städte, aus Jerusalem, Judäa und von der anderen Seite des Jordans eilten sie herbei. Dazu kamen andere, die den großen Propheten noch nie gesehen, aber schon viel von ihm gehört hatten. Kapharnaum, des Meisters Lieblingsstadt, war ein Hauptthandlungsplatz an der großen Karawanenstraße von Damaskus nach Aegypten. Deshalb strömte hier von altersher viel Volk zusammen.

Diese alle sah der allwissende Gottessohn auf den Berg kommen. Darum stieg er selber in der Nacht vor ihrer Ankunft die Anhöhe hinan, um sich durch inbrünstiges Gebet zum himmlischen Vater auf seine grundlegende Predigt vorzubereiten. Mit der aufgehenden Sonne kamen die Scharen heran. Er ging ihnen ein Stück Weges entgegen. Auf einer kleinen Erhöhung, einer natürlichen Kanzel, ließ er sich nieder.

In nächster Nähe des Meisters harren die Zwölf, in gewaltigem Halbkreis stehen, knien, sitzen, lagern die Massen. Abseits, ein bißchen versteckt, spähen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Es ist still umher wie in einem Gotteshaus. Kein Lüftlein wagt, die Wellen des sonst so stürmischen Sees zu kräuseln. Die Sonne allein wandert ihren Weg weiter und durchleuchtet mit Milliarden Kerzen das weite Gotteshaus.

Unzählige Male die Sonne überstrahlend steht er da, der ewige Hohepriester, das Licht der Welt. Seine Stimme erschallt und schwebt empor über Täler, Berge, Wolken und Sonne, trägt die Zuhörer mit sich hinauf, daß sie das Irdische um sich vergessen und schauen in jenes Reich, das nicht von dieser Welt ist, das ohne Schranken und Grenzen sich dehnt in alle Ewigkeit.

Ein achtfaches „Selig", wie's nur der Himmel ersinnen kann, ertönt geschaffenen, gequälten Menschenherzen. „Selig die Armen im Geiste, selig die Sanftmütigen, selig die Trauernden, selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, selig die Barmherzigen, selig, die eines reinen Herzens sind, selig die Friedfertigen, selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen!" — „Ja, selig ihr, wenn die Menschen euch schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um meinetwillen! Freut euch und frohlocket, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel!"

Habt ihr's gehört dies segnende „Selig", das vom See Genesareth durch die Jahrtausende klingt? Habt ihr's gehört, ihr Armen und Hungernden, ihr Kranken und Krüppel, ihr Geschmähten und Gelästerten, ihr alle, denen Kummer und Not jegliche Erdenfreude rauben? Der Prediger vom See Genesareth stellt die in der Welt geltende Ordnung auf den Kopf: die Enterbten und Ausgestoßenen ernennt er zu Bürgern seines Reiches und preist selig jene, die von der Welt verachtet werden. Nicht die Satten und herzlos Reichen, nicht die Stolzen, Unkeuschen und Bedrücker, nicht die Gewaltigen und Kriegführenden, nein jene, die in den Augen der Welt bedauernswert und unglücklich sind. Unglücklich „um Christi willen". Das Wörtchen gehört wesentlich dazu: „Um Christi willen!"

Denn sonst wäre auch die Gerechtigkeit der Bürger des neuen Reiches nicht vollkommener als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, die, dem Buchstaben des Gesetzes folgend, äußerlich zwar gottesfürchtig lebten, innerlich aber Gräber voll Fäulnis waren, weil sie den wahren Sinn des Gesetzes nicht erfaßten. Die deshalb Lasten auf die Schultern der Menschen legten, die sie selber nicht mit dem Finger anzurühren wagten. Nicht die rein äußerliche Armut, nicht das bloße Kranksein, nicht das dumpfe und stumpfe Dahinleben in Not und Verachtung ist das Kennzeichen des wahren Jüngers Christi, sondern das seelenvolle ,das bewußte, für Christus hingenommene Elend jeglicher Art ist die Bürgerurkunde des neuen Reiches. „Darum selig ihr, die ihr Verfolgung leidet!"

Dies Verfolgt- und Zertretenwerden, dem das „Selig“ der Bergpredigt auf die staub- und schweißbedeckte Stirn geschrieben ist, hat keine Anziehungskraft für bequeme, feige, verweichlichte, irdischgesinnte Seelen. Sie sind zu klein für dies große Wort und werden es nie verstehen. Nur die Großen, die Gottsuchenden, die Gottliebenden fassen es. Jene, die wissen, daß die Welt keine bleibende Stätte sein kann für unsterbliche, nach dem Himmel verlangende Seelen. Darum werden sie auch nicht irre am Leben oder gar an ihrem Gott. Sie wissen, daß sie Kreuzträger sind, ja sein müssen. Daß alle Freunde Christi es waren, angefangen bei den ersten Christen, die jubelnd und singend ihr Leben hingaben für ihren Gott, bis zu den hartgeprüften Erdenpilgern von heute, die brot- und arbeitslos von Tür zu Tür betteln und doch jeden Sonntag im Gotteshaus knien und singen und beten: „Alles meinem Gott zu Ehren!“ —

Es wird mir weh ums Herz ,wenn ich diese Zertretenen von heute sehe; mehr noch, wenn ich an all die Millionen anderer denke, die vielleicht noch schwerer Kreuze tragen, aber das „Selig“ der Bergpredigt nicht kennen oder nicht verstehen, weil das „Wehe“ des Unglaubens, des Kirchenhasses oder des Klassenkampfes in ihren Ohren und Herzen widerhallt. Was nützt euch dieses „Wehe“, ihr armen Betrogenen und Verhetzten? Was nützt euch der Haß und der Klassenkampf? — Er treibt euch nur noch tiefer ins Elend, macht euch nur noch unzufriedener. Jahre, Jahrzehnte der allerletzten Vergangenheit hätten euch das lehren können.

Kehrt um! Versucht es einmal mit dem „Selig“ der Bergpredigt. Einen Erfolg verspreche ich euch sicher: ihr werdet wieder zufriedene Menschen werden, ohne daß ihr darum eure Menschenwürde und eure gerechten Forderungen an eure Mitbürger preiszugeben braucht. Denn auch dem Christusjünger ist der Befehl geworden, sich die Erde untertan zu machen und von der Erde und ihren Gütern menschenwürdig zu leben. Eure Kirche wird alles daransetzen, daß euch euer Recht werde. Denn der das „Selig“ der Bergpredigt gesprochen für die Enterbten dieser Erde, hat auch ein furchtbares „Wehe“ ausgerufen

---

Morgengebet

vor einem Feldkreuz

Herr, es ist gut, dies Bild an unseren Wegen,
Dein Bild, Herr, das uns dein Liebe kündet.
Wo wäre unsres Lebens Glück und Segen,
Wenn es sich nicht mit deinem Kreuz verbündet.
In diesem Zeichen sind wir neu geboren,
Sind dein geworden in dem Bad der Taufe;
In ihm hast du zu Streitern uns erkoren,
Hast uns gestärkt zum frohen Siegeslaufe.
O Herr, von deinem Kreuze an den Straßen
Laß unsre Blicke nach dem Himmel eilen,
Und wenn uns locken will die ird'sche Gier der Massen,
Laß unsre Sehnsucht bei dem Kreuz verweilen!
Die Hoffnung, Herr, ruht tief in unsrer Seele
Auf deine Wiederkehr am End' der Zeiten,
Gib doch, daß unser Herz dein Kreuz erwähle!
Laß uns in diesem Zeichen mutig streiten.
Dein Reich soll kommen und dein Thron soll stehen!
Und König sollst du sein, Herr Jesu Christ!
Was kümmert's uns, wenn wir im Kampf vergehen,
Wenn nur dein Kreuz siegt und du König bist!

Anna Hils.


Bergfriede

über die Satten und Besitzenden, die der Enterbten sich nicht erbarmen. Das „Wehe" ruft eure heilige Kirche heute noch in die gottvergessene Welt hinein. So will es der Geist der Bergpredigt, der ja vor allem der Geist der Liebe zu den Rechtlosen dieser Erde ist. Aber eure Kirche verspricht euch nicht das Paradies auf Erden, weil es ein solches durch Menschenschuld nicht mehr gibt. Die es euch versprechen, sind Lügner und Betrüger.

Der Geist der Bergpredigt ist der Geist wahrer Stärke. Nicht jener Stärke, die sich auf Maschinengewehre und Kanonen stützt, sondern jener, die aus dem Feuer der Liebe zu Gott bricht und mit unerbittlicher, todverachtender Folgerichtigkeit das Seelische und Ewige dem Leiblichen und Irdischen vorzieht. Dieser Geist kennt keine Halbheit und Lauheit, keine Heuchelei und keinen äußeren Schein. Er ergreift den ganzen Menschen bis auf den Grund des Herzens. „Denn aus dem Herzen hervor kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsches Zeugnis und Lästerung." —

Das zeigt uns der göttliche Bergprediger an einzelnen Beispielen. „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt worden ist: du sollst nicht töten. Ich aber sage euch: jeder, der seinem Bruder zürnt, wird dem Gerichte verfallen sein. Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: ein jeder, der ein Weib ansieht, um es zu begehren, hat in seinem Herzen schon Ehebruch begangen."

Christus ist nicht gekommen, das Gesetz des Alten Bundes aufzuheben, sondern es zu erfüllen. Wie die Alten den Mord, den Ehebruch, die Unzucht und andere Sünden verboten, so verbietet auch er sie. Aber er geht noch viel weiter als die Alten. Er legt die Axt an die Wurzel des Uebels, er reißt die Giftpflanze aus bis zur letzten Faser. Weil er den ganzen Menschen will, nicht bloß den halben; weil er vor allem die Seele sucht, nicht bloß den Leib oder den äußeren Schein. Darum hinweg mit dem Mord. Hinweg aber auch mit den lieblosen, zornigen, haßerfüllten Gedanken, die Mord und Todschlag gebären. Heraus aus dem Herzen mit den freiwilligen Spielereien der Sinnlichkeit, die zur Unkeuschheit und zum Ehebruch führen! Wie ernst es dem Heiland mit diesen Forderungen ist, das zeigt der folgende Satz: Hau dir lieber Hände und Füße ab, reiße dir lieber dein Auge aus und wirf es weit von dir, als daß du durch eines dieser Glieder deine Seele zugrunde richtest.

„Deine Rede soll sein: ja, ja, nein, nein; was darüber ist, ist vom Bösen. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Ich aber sage euch: liebet eure Feinde und tut Gutes denen, die euch hassen und betet für die welche euch verfolgen und verleumden; denn wenn ihr nur die liebet, welche euch lieben, was tut ihr da mehr? Tun das nicht auch die Heiden?" — Gerade diese Lehre des Meisters ist so recht seine Lehre. Sie stammt aus dem Himmel. Menschengeist hätte sie nie erdacht. Keine andere Lehre könnte so viel Seligkeit in die herzlose Welt bringen als diese, wenn die Menschen nur ein Fünkchen guten Willen aufbrächten, um sie zu befolgen. Denn nicht die Kreuze sind die schwersten, die das Leben mit seiner Not uns bringt, sondern jene, die wir Menschen in rücksichtsloser Eigenliebe uns gegenseitig auf die Schultern legen. Kein Wunder, daß des Menschen ärgste Feinde unter den Menschen, ja oft unter den eigenen Hausgenossen zu finden sind. Dabei denken wir für gewöhnlich nur an die Feinde des Leibes, des irdischen Wohlergehens. Weit zahlreicher, weit herzloser und gefährlicher sind jene, welche die Seelen anderer hassen und verderben.

Da stand vor einigen Jahren der Düsseldorfer Massenmörder Peter Kürten vor Gericht und wurde neunmal zum Tode verurteilt. Dieses Urteil war eigentlich für Peter Kürten schon gesprochen am Tage seiner ersten heiligen Kommunion. Da kam Peters Vater abends betrunken aus dem Wirtshaus nach Hause. Er riß dem Kleinen den Kommunionanzug vom Leibe, zersetzte das Kleid vor den Augen des entsetzten Kindes und brüllte mit heiserer Stimme: „Die Lumpen ziehst du mir nie wieder an!" — Als dann Peter Kürten zum Tode verurteilt wurde, hielt er nach der Urteilsverkündigung eine Anklagerede, in der er unter anderm auch etwa folgendes sagte: Ihr bestraft den Mord und den Mörder und ihr tut recht daran. Ich nehme die Strafe hin, weil ich sie verdient habe. Aber wie bestraft ihr jene, die mich zu meinen Schandtaten erzogen haben? Wie bestraft ihr die Gesellschaft der heutigen Menschen, die so drauflos leben, als wenn es keinen Gott und kein Gebot mehr gäbe? Was macht ihr mit den ekelhaften Zeitungen, mit den schamlosen Zeitschriften, ja mit den noch viel scham- und gewissenloseren Schriftstellern, die durch ihre sittenlosen und gemeinen Schilderungen die Menschen zum Verbrechen und zur Lasterhaftigkeit antreiben? Wie bestraft ihr die Theater, die Kinos, die Vergnügungsstätten, die das Laster verherrlichen und schützen und jeden tierischen Trieb im Menschen wecken, reizen und großziehen? —

Für die Menschen von heute bleibt es eine ewige Schande, daß ein neunmal zum Tode Verurteilter ihnen solche Vorwürfe mit Recht ins Antlitz schleudern durfte. Wie viel noch könnten mit demselben Recht dieselben Anklagen erheben, vielleicht sogar gegen viele Christen? Wir gläubigen Menschen sind die ersten, die den Menschen von heute den Geist der Bergpredigt durch ein wirkliches Christenleben vorleben und predigen müssen. Denn uns nennt der göttliche Bergprediger das Salz der Erde, das Licht der Welt. Was nützt uns unser Christenname? Was nützt es uns, daß wir „Herr, Herr" sagen, wenn wir uns um den heiligen Willen Gottes und seiner Kirche im praktischen Leben so wenig kümmern? Der Heiland selber gibt uns am Ende der Bergpredigt die Antwort darauf: „Jeder, der meine Worte hört und sie nicht vollbringt, ist einem törichten Manne vergleichbar, der sein Haus auf den Sand gebaut hat. Es fiel der Regen, die Ströme brachen herein, es wehten die Winde und stürmten ein auf jenes Haus. Es stürzte ein, und sein Fall war groß." —

Die falsche Krone

Erzählung von G. Stahl

An einem schönen Frühlingstage wanderte in den Hafenanlagen der großen Hanse- und Seestadt B. ein vielleicht dreißigjähriger junger Mann anscheinend in sehr mißlicher Stimmung umher. Er war von einnehmendem Aeußern und sein hübsches Gesicht wurde von einem gut gepflegten blonden Vollbart geziert. Die Kleidung des jungen Mannes war indessen schon sehr abgetragen und ließ vermuten, daß ihr Träger sich zurzeit in keineswegs günstigen Verhältnissen befand. Heinrich Rieper, so hieß der einsame Wanderer, hatte gute Tagen gesehen. Einst hatte sein Vater ein großes Weingeschäft besessen, in welchem Heinrich mittätig war. Durch große Verluste geriet das Geschäft leider in Verfall, sein Vater starb, und die Witwe Rieper fing einen kleinen Laden an, von dem sie sich kümmerlich ernährte. Heinrich, der bei der Marine gedient hatte, suchte lange vergeblich eine Lebensstellung und wurde schließlich Steward auf einem transatlantischen Dampfer. Besonderes Glück bot ihm leider diese Karriere nicht. Er war häufig ohne Engagement und mußte dann seine ersparten Gelder aufzehren. Seit vierzehn Tagen weilte er nun in B., in der festen Hoffnung, hier eine Stewardstellung zu finden.

Seine Mittel waren auf die Neige gegangen, und noch bot sich ihm keinerlei Aussicht. Langsam ging Heinrich den Kai entlang und blieb vor dem Schaufenster eines Geldwechslers stehen. Im Fenster lagen viele schöne blanke Goldstücke! Wie freundlich sie ihn ansahen! Hätte er nur ein einziges davon gehabt, wie wäre er froh gewesen! Seine Barschaft bestand aus einigen Reichsmark, und schon war er seinem Logiswirte eine Woche Miete und Kost schuldig.

Er zog sein Notizbuch hervor und blätterte darin herum. Da fand er auf einer Seite rot angestrichen das Datum: den 8. April 1892, Olga. — Diese kurze Notiz schien in ihm eine eigentümliche Erinnerung wachzurufen. Ja, am 8. April 1892 war es gewesen, als er mit dem Dampfer „Kosmos" von Marseille fuhr als Steward. An Bord des Dampfers befand sich als Passagier ein älterer Herr mit einer jugendlichen, schönen Tochter. Olga, so hieß die Dame, bildete das Entzücken aller Mitreisenden. Sie war ein heiteres, freundliches Geschöpf von achtzehn Jahren. Zwei wundervolle blonde Gretchenzöpfe hingen ihr von dem reizenden Köpfchen herab, und die großen blauen Augen wetteiferten an Glanz mit den Strahlen einer südlichen Sonne. Herr Behring, so hieß ihr Vater, wollte mit seinem Töchterchen eine Reise nach dem Mittelmeer machen. Eines Tages, auf der Fahrt von Manilla nach Triest, beugte sich Olga zu weit über die Brüstung des Dampfers und stürzte ins Meer. In diesem Augenblick hatte Heinrich das Deck passiert, und, kaum das Unglück gesehen, sprang er mit einem Satze über Bord und schwamm mit Riesenkräften dem jungen Mädchen nach. In einigen Minuten hatte der Dampfer die Maschine auf rückwärts gestellt, ein Boot ausgesetzt, welches dann, von erprobten Seeleuten gerudert, in wenigen Augenblicken bei dem Retter und der verunglückten Dame war, diese schleunigst ins Boot ziehend. Die Ankunft Heinrichs mit seiner Erretteten war ein großer Triumph für ihn. Herr Behring war tief gerührt, und als Olga wieder zum Bewußtsein gelangte, beeilte sie sich, ihrem Retter unter tiefem Erröten ihren Dank zu sagen. Herr Behring wollte den Braven mit einer Summe abfinden, doch Heinrich wies allen klingenden Dank energisch zurück und meinte, er habe nur seine Schuldigkeit getan. Am Spätabend dieses Tages war Triest erreicht. Herr Behring schickte sich an, mit seinem Kinde den Dampfer zu verlassen, und gab Heinrich seine Karte, mit der Bitte, ihn ja aufzusuchen, wenn er jemals glaube, eine Hilfe im Leben nötig zu haben.

Olga standen große Tränen in den Augen, als sie formell von ihrem Retter Abschied nehmen mußte. Sie gab ihm beide Händchen und stammelte einige Abschiedsworte, und auch dem kühnen Heinrich wurde ganz weh ums Herz. Herr Behring hatte mit seinem Kinde das Schiff verlassen. Am frühen Morgen ging der Dampfer weiter, und Heinrich suchte die Karte, die er von Behring empfangen. Aber er konnte sie nicht finden. Wie er sich auch abmühte, diese Karte, die den Namen und Wohnort des Gebers trug, blieb verschwunden, er hatte sie verloren! Statt dessen fand er in seiner Jackettasche ein kleines goldenes Medaillon mit Bildnis und einem kleinen Zettel, auf welchem die Worte standen: „Never forget me!" Olga hatte ihm dieses kleine Souvenir heimlich,

---

An das Krankenbett

Warum — so hört man oft die Leute fragen —
Warum trifft mich, gerade mich dies Leid?
Bin ich bestimmt, die schwere Last zu tragen?
Und Groll erfüllt ihr Herz mit Bitterkeit.
Doch selten wohl hat man das Wort vernommen:
Warum bin ich bevorzugt vom Geschick?
Mir wird geschenkt, was vielen and'ren abgenommen —
Verdiene ich dies selten Glück?

ganz heimlich in die Tasche gezaubert. Etwas hatte sie ihm doch schenken müssen. — Alle diese Erinnerungen wurden in Heinrich lebendig, wie er das Datum in seinem Buche las. Ja, er hatte sie nie vergessen.

Wie Heinrich so in Gedanken weiter ging, sah er plötzlich vor sich im Straßenstaub ein kleines Portemonnaie liegen. Er nahm es auf und fand darin einen Taler und eine Denkmünze mit dem Bildnis Kaiser Friedrichs. Die kleine Münze war sehr gut verarbeitet, hatte oben eine kleine Oese, und auf dem glatt geschliffenen Revers stand: „Souvenir de S. R." — Heinrich nahm sein Messer, schnitt die Oese sorgsam ab und fand, daß das Goldstück einer Doppelkrone auf der einen Seite täuschend ähnlich sei. Da er in Not war, so kam ihm der Gedanke, die Münze für ein Zwanzigermarkstück auszugeben. Wenigstens wollte er den Versuch machen. Er hatte zwar noch nie eine unrechte Tat begangen, indessen in seiner verzweifelten Stimmung dachte er nicht an die eventuellen Folgen seines Verhaltens. Auch nahm er sich vor, den Abnehmer des „Geldstückes", sobald er ein Stelle hatte, schadlos zu halten.

In einer ziemlich dunklen Straße betrat er einen Zigarrenladen, forderte einige Zigarren und legte die falsche Krone hin. Der Zigarrenhändler gab ihm neunzehn Mark sechzig Pfennig heraus, legte das Goldstück in die Kasse, und Heinrich verließ schnellen Schrittes den Laden und die Straße. Er trat in ein Restaurant, notierte sich genau die Straße und Nummer des Hauses, in welchem der Zigarrenhändler wohnte, und ließ sich die Morgenzeitung geben. Sein erster Blick fiel auf eine Annonce folgenden Inhalts:

Verloren!

Ein Portemonnaie, enthaltend eine Schaumünze mit dem Bildnis Kaiser Friedrichs und etwas Geld. Die Münze ist aus Silber und stark vergoldet. Für den Finder ohne Wert, erbietet sich der Eigentümer, für Herbeischaffung derselben 100 Mark Belohnung zu zahlen. Näheres beim Portier des „Grand Hotel".

Heinrich traute kaum seinen Augen. So hatte er nun wieder sein Glück verscherzt! Ohne Zweifel war seine Münze die gesuchte gewesen. Anstatt 100 Mark hatte er nur 19 Mark in der Tasche, und hatte noch, um diese zu erlangen, viel aufs Spiel gesetzt.

Inzwischen hatte der Zigarrenhändler die Münze genau betrachtet und gefunden, daß er betrogen sei. Er dachte, was soll ich damit zur Polizei laufen. Mein Geld bekomme ich von ihr doch nicht wieder Er setzte also seinen Hut auf, nahm 30 Mark in Gold aus seiner Kasse und ging zu einem bekannten Weinhändler, ob er einen 50-Mark-Schein habe. Dieser bejahte und brachte den Schein. Der Zigarrenhändler legte die falsche Krone und die 30 Mark in echtem Golde hin, welche zusammen in die Tageskasse wanderten.

Nach Lesen der Annonce war Heinrich sofort entschlossen, von dem Zigarrenhändler die Münze zurückzuholen. Er brauchte ja nur zu sagen, daß es einer Wette gegolten habe. Er machte sich also auf den Weg und trat in größter Ruhe in den Zigarrenladen, den er vor einer halben Stunde verlassen hatte, ein.

„Sie wünschen, mein Herr?" fragte der Händler ihn mit Absicht nicht erkennend. — „Ich war vor einer halben Stunde bei Ihnen und wechselte ein Zwanzigmarkstück." — „Das war aber eine Schaumünze und kein Goldstück. Bitte, geben Sie mir das Goldstück retour, es galt eine Wette." — „Ich entsinne mich nicht, ein falsches Goldstück von Ihnen oder sonst jemandem empfangen zu haben, mein Herr," sagte der schlaue Zigar-

Es ist spät im Jahre, und die Felder liegen dürr, hier und da sogar staubig grau und ohne jedes Gruen, das Hoffnung gäbe auf freudiges Ernten. Was ist nur geschehen? Hat der Herr seine Engel der Strafe über uns gesandt, damit sie mit Unfruchtbarkeit schlagen unserer Hände Werk? Hat der Herr unseren Feldern seinen Segen entzogen, so daß kein Brot dort mehr wächst? Dürre, trockene, unfruchtbare Felder! Und Trostlosigkeit, Enttäuschung, Bitterkeit in den Herzen vieler Menschen.

Warum schlägst Du, Herr?

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen", sprach der Herr. Und Gott hält sein Wort. Er nimmt es nicht zurück. Nie und nimmer. Er schlägt, wo das Paradies zu nahe kommt. Er schlägt, wo der Mensch meint, jetzt habe er nun fast so viel, daß es sich gut leben läßt. So gut, daß man nicht mehr denkt, wer denn eigentlich der Geber alles Brotes ist. Gottes Schläge sind aber auch Schläge der Liebe. Er liebt mich und er liebt dich, du kleiner, verzweifelnder Mensch! Er liebt dich so, als wenn du seine einzige Liebe wärst, als wenn du ganz allein da wärest, das einzige Wesen, dem Gott Liebe schenken kann. Verstehst du das? Glaubst du an diese große Liebe Gottes? An diese unendliche, grenzenlose Liebe des Herrn zu dir, trotz Dürre und Not? Jetzt ist die Stunde da, wo du deine Liebe beweisen kannst. „Wenn alles bricht, Gott verläßt dich nicht, größer als der Helfer ist die Not ja nicht. In allen Stürmen, in aller Not, wird er dich beschirmen, der große Gott!" — Suche deinen Gott in Stunden der Härte. Suche ihn und finde ihn mit deinem Herzen, mit Glauben, Vertrauen und Lieben — und du wirst sehen, daß Gottes Segen doch mit dir ist!"

renhändler. — „Aber ich weiß es bestimmt — ganz gewiß! Machen Sie keinen Scherz, geben Sie mir das Stück wieder." — „Ich mache keinen Scherz! Sie hören, daß ich es nicht habe. Aber liegt Ihnen denn so viel am Besitze eines falschen Geldstükkes?" — „Es galt eine Wette, mein Herr! Es liegt mir sehr viel gerade an diesem Stück!" — „So, so, hm! Da fällt mir ein, daß ich eben bei dem Weinhändler G. in der Bergstraße war. Dort hörte ich, daß er ein falsches Zwanzigermarkstück vereinnahmt habe. Gott weiß, von wem! Gehen Sie mal zu dem. Ich erkläre Ihnen, daß ich kein falsches Geldstück habe; wenn ich es bekommen habe, so habe ich es schon wieder mit fort gegeben, vielleicht an eine Person, die es bei dem Weinhändler G. hat wechseln lassen. Gehen Sie also zu diesem, aber bitte, beziehen Sie sich nicht auf mich."

Heinrich glaubte dem pfiffigen Manne zwar nicht, doch was sollte er unter diesen Umständen tun? Er begab sich also zu dem Weinhändler und fragte, ob bei ihm vielleicht heute morgen eine Schaumünze für ein Zwanzigmarkstück ausgegeben sei.

„Das ist mir nicht bewußt, lieber Herr," war G.s Antwort. — „So, so, ich meinte gehört zu haben, daß bei Ihnen eine solche Verwechslung stattfand." — „Das muß ein Irrtum sein. In meiner Kasse befindet sich keine Schaumünze." — „Das wissen Sie ganz gewiß?" — „Ganz gewiß! Es müßte dann schon sein, daß ich die Münze schon wieder mit verausgabt habe. So habe ich eben an mein Engros-Haus, an die Weinhändlerfirma Blankenstein & Ko. 500 Mark in Gold gesandt, in einer von mir selbst angefertigten Rolle. Darunter ist keine Schaumünze gewesen."

Der Wirt wandte sich, offenbar von den ihm albern erscheinenden Fragen gelangweilt, anderen Gästen zu. Tatsächlich hatte dieser Mann die Münze nicht entdeckt und sie an die Firma Blankstein & Ko. mitgesandt. Heinrich wurde in dieser Sache immer konfuser. Er vermochte sich den Gang der Dinge absolut nicht zu erklären. Niemand wollte das Falsifikat haben, und irgendwo mußte es doch geblieben sein! Aber er verlor den Mut nicht. Es waren für ihn

Marienpreis

(Quem terra, pontus, sidera)

Den Erde, Meer und Sternenball
Verkünden, ehren, preisen all,
Der hochgebietet allen drein:
Ihn schließt Marias Schoß nun ein.

Dem Sonne, Mond und alle Welt
Zu Diensten ewig sind gestellt:
Ihn trägt, von Gnaden wunderbar
Durchhaucht, die Jungfrau rein und klar.

Holdsel'ge Mutter, welch ein Los:
Geborgen liegt in deinem Schoß
Der höchste Meister, dessen Hand
Das ganze Weltall hält umspannt.

Beglücket durch des Himmels Gruß,
Gesegnet durch des Geistes Kuß,
Die den aus keuschem Leib gebar,
Der aller Völker Sehnsucht war.

G. H. Königsfeld

hundert Mark zu verdienen. Da fiel ihm ein, nach der Firma Blankstein & Ko. zu gehen. Dort wollte er weiter nachforschen und die Münze mit 20 Mark auslösen, wenn diese Firma sie hatte. Er sagte also dem Weinhändler von seiner Absicht Bescheid, und dieser hatte nichts dagegen einzuwenden, daß Heinrich sich erkundigte, zumal er sich erbot, wenn die Münze dazwischen sei, sie mit 20 Mark einzulösen, ein Anerbieten, das dem Weinhändler sehr komisch vorkam. Heinrich stand bald vor einem prachtvollen Geschäftshaus. Am Portale stand mit goldenen Lettern: Blankstein & Ko., Weinhandlung. Er begab sich ins Bureau und bat, den Kassierer sprechen zu dürfen. „Sie entschuldigen, mein Herr, ist Ihnen vielleicht heute schon anstatt eines Zwanzigmarkstückes eine Schaumünze mit dem Bildnis des Kaisers Friedrich durch die Händen gelaufen?" fragte er. Der Kassierer schob seine Brille höher, faßte den Fragenden scharf ins Auge, und schien von seiner Frage sehr erstaunt. „Was meinen Sie? Ob wir eine Schaumünze vereinnahmt haben für eine Krone?" — „So meinte ich." „Herr, so etwas passiert nicht bei uns, bei uns wird jedes Geldstück genau angesehen." — „Entschuldigen Sie, vielleicht befindet sich eine solche Münze in der Sendung des Weinhändlers G. Er sandte Ihnen heute morgen doch 500 Mark in einer Geldrolle." — „Müller, ist Kasse von G. heute gekommen?" wandte sich der Kassierer an einen Kommis. — „Jawohl, Herr Wenzel, 500 Mark in einer Rolle," antwortete dieser. — „Geben Sie mal her."

Müller reichte ihm die Rolle, und der Kassierer öffnete sie, das Gold auf ein Zahlbrett werfend. Er fuhr zwischen den Goldstücken umher und nahm plötzlich ein Stück heraus. „Hm; sonderbar! Allerdings finde ich hier eine Schaumünze dazwischen." — „O, das freut mich sehr! Bitte, nehmen Sie hier 20 Mark in Silber und geben Sie mir die Münze, es hat eine Wette gegolten, die ich nun gewonnen habe." — Heinrich schob ihm das Silber hin. „Ja, aber erlauben Sie, mein Herr, wie konnten Sie wissen, daß diese Münze sich gerade in dieser Rolle befand?" — „Weitere Auskünfte über diese Sache gehen gegen meine Diskretion, also bitte, geben Sie mir die Münze gegen Silbervaluta."

Jetzt trat ein alter, jovial aussehender Herr aus einem Nebenzim-

mer und fragte den Kassierer, was da vorginge. Dann nahm er dem Kassierer die Münze aus der Hand und fing an, ganz herzhaft zu lachen, so daß das Personal und Heinrich höchlichst erstaunt waren.

„Also, Sie, mein Herr, wollen diese Münze retour haben? — Ach! Das interessiert mich ja sehr, bitte, treten Sie in mein Privatkantor." Der alte Herr war der Chef des Hauses. Heinrich folgte seiner Einladung und wiederholte seine Bitte.

„Und was haben Sie für Gründe, diese ganz wertlose Münze in Ihrem Besitz zu wissen?" fragte der Chef. — „Diese Gründe sind geheimer Art." — „So? Na, mein Freund, ich will Ihnen näher kommen. Sie haben wohl die Annonce im Morgenblatt gelesen?" — „Allerdings." — „Sehen Sie, diese Annonce ging von mir aus." — „Ah." — „Ja, meine Tochter hatte diese Münze verloren. Wir bekamen dieselbe unter eigenartigen Umständen in San Remo — aber das wird Sie nicht interessieren. Für Sie wird die Hauptsache sein, daß Sie die Belohnung von hundert Mark erhalten." —„Das würde mich sehr glücklich machen." — „Na, dann ist uns ja beiden geholfen, hier, lassen Sie sich an der Kasse die Belohnung zahlen. Ich behalte die Münze und rechne sie dem Weinhändler G. für volle zwanzig Mark an und Sie nehmen Ihr Geld. Basta, abgemacht! Sie sehen, ich wahre Ihre Diskretion."

Heinrich nahm den Bon, bedankte sich höflichst, ließ sich das Geld geben und verließ das Bureau. Wie er durch den Korridor ging, öffnete sich eine Tür, aus welcher eine junge Dame trat. Sie kam Heinrich entgegen, plötzlich stieß sie einen leisen Ruf der Ueberraschung aus und blieb stehen, den Blick auf Heinrich geheftet. Auch Heinrich war bei dem Anblick der jugendlichen lieblichen Mädchengestalt aufs tiefste erschrocken, denn sein Gegenüber war — Olga!

Beide blieben einen Augenblick wie angewurzelt stehen, denn die Ueberraschung war wirklich großartig. Da stand sie vor ihm, die liebe Gestalt. die er den Fluten des Meeres entrissen hatte! Er hatte Olga nie vergessen! Und sie!? — Auch sie hatte oft an den kühnen, hübschen Mann gedacht, der sein Leben eingesetzt hatte, um das ihrige zu retten! Was war dieser Mann gegen all die feinen, modernen Herren, die sich um ihre Hand bewarben! Würde einer von all ihren Anbetern sich für sie ins Meer stürzen?! Nein, dazu würde keiner den Mut haben. Jetzt trat sie auf Heinrich zu, und ihm beide Hände reichend, rief sie mit vor Freude überströmendem Herzen: „Sie sind es! Ja, Sie sind, Sie sind mein Retter! O, ich habe Sie erkannt auf den ersten Blick! Seien Sie mir, seien Sie uns willkommen! Tausendmal willkommen."

„Mein Fräulein, gnädiges Fräulein — Olga! —" stammelte Heinrich. — „Olga! Ja, so ist mein Name! Sie haben mich also auch nicht vergessen! O, wie mich das glücklich macht! Freuen Sie sich nicht, mich wiederzusehen?" — „Ja, ich freue mich, gnädiges Fräulein, ich freue mich wirklich." — „Und was wollten Sie bei uns? Sie sind hier in unserem Hause! Sehen Sie, dieses Haus regieren mein Papa und ich ganz allein! — „Dann habe ich also mit Ihrem Vater gesprochen? Ich habe mir die ausgeschriebene Belohnung für die Schaumünze geholt, ich konnte sie gut brauchen." — „O, das trifft sich ja wunderbar, Herr Rieper, nicht wahr, so heißen Sie doch; mein Papa erkundigte sich damals nach Ihrem Namen." — „Heinrich Rieper ist mein Name — aber, mein Fräulein, ich will, ich darf Sie nicht länger aufhalten — denken Sie, wenn Ihr Herr Vater uns träfe." — „Wie, Sie konnten die Belohnung brauchen, gut brauchen, sagen Sie? Dann, mein Herr, sind Sie vielleicht in Not?" — „Mein Fräulein!" — „Ah —sollte ich recht vermuten? Sie, Sie wären in Not? — Nein, das ist nicht wahr! Wenigstens jetzt, von diesem Augenblicke an sind Sie nicht mehr in Not, das heißt, wenn Sie wollen und — — können —, haben Sie — noch mein Bild in dem kleinen Medaillon, welches ich Ihnen vor zwei Jahren in Ihre Tasche steckte?" — „Ja." — „Sie haben es bewahrt, Sie haben sich meiner erinnert, wenn Sie es sahen?" — „Ich habe Sie nie vergessen." — „O, wie mich das freut, Herr Rieper! Aber wissen Sie was, Sie müssen mit uns speisen; es ist Dinerzeit." — „Aber mein Fräulein! Ich sollte mit Ihnen speisen! — Ich bitte, was würde Ihr Herr Vater zu solchem Gaste sagen." — „Das lassen Sie meine Sorge sein! Ich lasse Sie nicht wieder fort. Sie müssen ein Glas auf das fröhliche Wiedersehen mit uns trinken. Gehen Sie, bitte, in das Zimmer, ich will meinen Papa vorbereiten, in einigen Minuten hole ich Sie zum Diner."

Olga öffnete die Tür eines eleganten Gemaches, in welches Heinrich zögernd eintrat.

„Nur einen Augenblick Geduld, mein Herr!" rief sie mit lachenden Mienen. Dann eilte sie ins Speisezimmer, in welchem sie ihren Vater bereits vorfand.

„Papa, ich habe einen Herrn zu Tische geladen!" sagte sie lächelnd. — „Das ist mir lieb, mein Kind! Wir sind heute ja auch ganz allein. Kommerzienrat Dassel hat leider absagen lassen." — „Der langweilige Mensch! Er freut mich das er nicht kommt." — „Hm! Langweiliger Mensch! Weißt Du, Olga, Leute, die Geld haben, sind nie langweilig. Dassel hat aber nicht nur Geld, sondern, wie Du weißt, auch einen Sohn, der ein äußerst schneidiger, liebenswürdiger . . ." — „Einfältiger Mensch ist. Hu! Ich mag nicht vor dem Essen streiten, Olga. Wann erscheint denn dein Gast? Wer ist es? Hm, vermutlich Assesor Rauch oder Doktor Murck." — „Keiner von beiden, Papa! Dennoch hoffe ich, wird Dir mein Besuch sehr angenehm sein. Ich will ihn holen."

Olga eilte hinaus und kam in einigen Augenblicken, Heinrich an der Hand haltend, ins Speisezimmer zurück. „Hier, mein Gast, Papa!"

Herr Behring fuhr von seinem Stuhle auf und glaubte seinen Augen nicht zu trauen. War das nicht der Mensch, dem er soeben hundert

---

Die Weltmission geht auch dich an! Beweise deine Dankbarkeit für den wahren Glauben durch Mitwirken am Erlösungswerk. Opfere etwas deines Lebens zur Erlösung deiner Mitbrüder im Heidenland auf!

Mark geschenkt hatte? Hatte dieser Frechling mit dieser Summe nicht eine genügende Belohnung erhalten? Und nun wollte er auch noch mit ihm speisen? „Was soll das heißen, Olga?“ fuhr Behring auf.

„Papa, das soll heißen, daß uns endlich Gelegenheit geboten wird, eine große Schuld zu begleichen, denn dieser Herr ist kein anderer, als mein Lebensretter, Herr Heinrich Rieper.“

„Ach! Dein Lebensretter! Wie ist denn das möglich? Rieper, Rieper, richtig, so war der Name dieses mutigen jungen Mannes,“ rief Behring, seinen Platz verlassend und auf Heinrich zugehend: „Nein, welch ein Zufallsspiel! Sind Sie es denn wirklich, Herr Rieper?“

„Ja, ich bin es, dem es vergönnt war, Ihre Tochter damals dem Meere zu entreißen, doch bin ich ganz unbewußt hierhergekommen. Es liegt mir fern, Sie zu belästigen, Herr Behring, doch hat Ihr Fräulein Tochter mich auf dem Korridor getroffen und . . . “

„Belästigen! Unsinn! Seien Sie mir von Herzen willkommen! Bitte, speisen Sie mit uns, und dann erzählen Sie uns genau Ihre Erlebnisse! Kommen Sie, die Suppe wird kalt.“

„Sie erlauben, mein Herr —“ sagte Olga mit einem liebenswürdigen Lächeln, „daß ich Sie zu Tische führe.“ Sie legte graziös ihren Arm in den Arm des ziemlich verblüfften Heinrich, und nach wenigen Augenblicken klangen die Gläser in den hellsten Tönen an der kleinen Tafel dieser drei glücklichen Menschen.

Einige Wochen später verkündeten die Blätter die Verlobung Olgas. In der Gesellschaft rümpfte man beträchlich die Nase über eine solche Mesalliance. Besonders der junge Dassel bedauerte Olga ganz kolossal und versicherte bei jeder Gelegenheit, es sei eigentlich schade, sehr schade um so ein Mädchen!

Heinrich hielt treu zu seiner Braut. Wie er einmal mit ihr im traulichen Gespräch war, erzählte er ihr den Hergang mit der Schaumünze und schloß dann: „Und so erhielt ich durch diese falsche Krone eine echte, eine schöne, strahlende Krone, Dich, Olga! Denn Du bist die Krone meines Lebens!“

Eine Mutter weiht ihre neun Kinder dem Herrn und nimmt selber den Schleier

Von P. Aloys Weber O.M.J.

Die Berufung zum Priester- und Ordensstande ist eine große Gnade, nicht bloß für den Berufenen selbst, sondern auch für seine Eltern und seine ganze Familie. Sagt man doch, daß über dem Hause, aus dem ein Priester hervorgegangen ist, ein leuchtender Stern stehe. Und ist doch nicht daran zu zweifeln, daß an dem hundertfältigen Segen, der dem verheißen ist, der alles verläßt und dem Heiland auf dem Wege der evangelischen Räte folgt, auch die Eltern und Angehörigen ihren Anteil haben.

Die Hingabe ihres Kindes zum ausschließlichen Dienste Gottes ist für die Eltern ein Opfer, oft ein recht schweres Opfer. Aber religiös gesinnte, vom Glauben erleuchtete Eltern bringen gern dieses Opfer, ja, sie sind Gott dankbar für die Berufung ihres Kindes, in der sie eine unverdiente große Gunst des Himmels erblicken. Manche Eltern haben sogar ihren Sohn, ihre Tochter vor der Geburt dem Herrn geweiht, haben ihnen den Beruf von Gott in anhaltendem Gebete erfleht, haben sie in Gedanken an eine mögliche spätere Berufung zum heiligen Stande erzogen. Wie wohlgefällig müssen doch in den Augen Gottes solche Eltern sein! Wie schätzt und segnet die Kirche die Familien aus deren Schoß ihr Priester, Ordensleute und Missionare erwachsen!

Im Jahre 1923 feierte in Rom am Grabe des hl. Aloysius der jüngste von fünf Brüdern, die sich samtlich dem geistlichen Stande geweiht, sein erstes heiliges Meßopfer. Die glückliche Mutter war aus Deutschland herbeigeeilt und wohnte der Feier bei. Nachher wurde sie vom Hl. Vater empfangen. Dabei dankte der Statthalter Christi der Priestermutter mit bewegten Worten, daß sie der Kirche so viele Diener geschenkt habe.

Es ist bekannt, daß der Kardinal-Erzbischof Vaughan von Westminster unter seinen sieben Brüdern fünf zählte, die, wie er, dem geistlichen Stande angehörten, während seine fünf Schwestern insgesamt den Weg ins Kloster fanden. Die fromme Mutter hatte immer nur den einen Wunsch gekannt, alle ihre Kinder als Priester und Ordensleute Gott dienen zu sehen.

Es kommt nicht selten vor, daß Eltern, nachdem sie ihre Kinder dem Rufe Gottes haben folgen lassen, schließlich sich selbst ins Heiligtum zurückziehen und ihre letzten Lebenstage gänzlich dem Dienste Gottes und der Heiligung ihrer Seele widmen.

So starb im Jahre 1919 in Brasilien eines heiligmäßigen Todes Zelia de Castro, die verwitwerte Gattin eines Großgrundbesitzers, als Schwester vom Allerheiligsten Sakrament, nachdem sie alle ihre lebenden Kinder, neun an der Zahl, Gott für den Ordensstand geschenkt hatte.

Zelia war die Tochter eines hohen brasilianischen Staatsbeamten. Die vortreffliche Erziehung, die sie empfing, brachte ihre staunenswerte geistige Begabung und die edlen Anlagen ihres Herzens zur vollen Entfaltung. Sie war eine glänzende Erscheinung in den Prunksälen der vornehmen Welt und selbst am Hofe Kaiser Pedros II. Jung vermählt mit dem hochgebildeten Dr. Hieronymus de Castro, führte sie an dessen Seite und auf dessen Landgut Santa Fé das Musterleben einer christlichen Gattin und Mutter. Zugleich widmete sie sich den Werken tätiger Nächstenliebe. Sie war die Mutter ihrer zahlreichen Diener und

Arbeiter und die Schutzherrin der Armen und Bedrängten in der ganzen Gegend. Vor allem suchte sie den Seelen zu nützen. Es war ein vielseitiges und tiefgreifendes Laienapostolat, das sie übte.

In ihren jungen Jahren hatte sich Zelia mit Klostergedanken getragen, sich dann aber doch für den Ehestand entschieden, weil sie darin ihre gottgewollte Bestimmung erblickte. An ihrem Hochzeitstage machte sie das Gelöbnis, sie wolle, da sie nicht selbst Klosterfrau habe werden können, die Kinder, die ihr der Himmel schenken werde, so erziehen, daß sie sich einmal dem geistlichen Berufe widmen könnten, wenn es Gott gefallen sollte.

Ihre Ehe wurde mit zwölf Kindern gesegnet, von denen drei in zartem Alter starben. Den neun überlebenden ließ Zelia die sorgfältigste Erziehung angedeihen. Sie wuchsen unter ihrer mütterlichen Obhut in Frömmigkeit und Gottesfurcht heran. Wie sehr Zelia es auch im stillen wünschte und hoffte, ihre Kinder möchten sich Gott im Ordensstande weihen, so hütete sie sich doch, sie in den heiligen Stand hineinzudrängen. Sie suchte vielmehr ihren Kindern die für einen weltlichen Beruf erforderliche Ausbildung zu geben und schloß sie keineswegs von der Außenwelt ab. Wie glücklich war sie aber auch, als ihre Kinder eines nach dem andern aus eigenem Antrieb kamen und um die Erlaubnis baten, ins Kloster gehen zu dürfen! Während der Vater sich anfänglich gegen diese Weltflucht der Kinder sträubte gab die Mutter mit Freuden ihre Einwilligung. Sie verhalf ihren Kindern bereitwillig zur Verwirklichung ihres frommen Wunsches, begleitete sie bis an die Klosterpforte und brachte großmütig das Opfer der Trennung, wie sehr auch ihr Mutterherz menschlich dabei litt. Von den drei Söhnen wurde der älteste Vinzentiner, der zweite Jesuit und der jüngste Franziskaner. Vier der sechs Töchter traten bei den Dorotheanerinnen ein, die beiden andern bei den Schwestern vom guten Hirten.

Zelia blieb mit ihren, dem Herrn geweihten Kindern in regem brieflichem Verkehr. Was sie schrieb, waren Ergüsse mütterlicher Liebe und mütterlichen Glückes, waren Hymnen des Dankes gegen Gott, waren Belehrungen und Ermahnungen eines eifervollen, um den geistigen Fortschritt der Kinder besorgten Mutterherzens. Leider sind nur die an den ältesten Sohn gerichteten Briefe erhalten geblieben.

Als dieser sein Noviziat begann, schrieb ihm die Mutter:

„Ich kann Dir nicht sagen, mein lieber Sohn, welche Freude ich empfinde, Dich als Sohn des hl. Vinzenz von Paul zu sehen. Nun hast Du den ersten, wichtigen Schritt zu Deiner vollständigen Hingabe an Gott, die Du ja anstrebst, getan. Wie fühlt sich Deine Mutter geehrt, ja stolz auf diese große Gnade und außerordentliche Barmherzigkeit! Meine unaufhörlichen Gebete gelten dem Wunsche, daß Du ein guter Novize, ein Muster Deiner Mitbrüder, ein Trost Deines Obern und der Stolz Deiner Eltern und Geschwister wirst. Die letzte Nacht verbrachte ich zu Füßen unseres Herrn Jesus Christus und bat ihn mit heißer Inbrunst, er möge über Deine Seele in reichem Maße seine besondern Gnaden ausgießen, damit Du auch der Bevorzugung würdig wirst, die er Dir erwiesen . . .“

Zelia trug in ihrer tiefreligiösen Seele eine ungewöhnliche hohe Verehrung für die Priester. Aehnlich wie die hl. Theresia hörte man sie öfters sprechen: „Ich möchte die Stelle küssen, die eines Priesters Fuß betritt.“ Sie behandelte die Geistlichen stets mit der größten Hochachtung und küßte ihnen in Ehrfurcht und Herzenseinfalt die Hand, sooft sie ihnen begegnete. Da begreift man die überwallenden Gefühle heiliger Freude, tiefster Demut und glühenden Dankes, die in den Briefen ihren Ausdruck fanden, die sie ihrem Soh-

---

Wenn Not dich heimsucht: Vergiß nicht, daß es noch viel größere Not gibt! Ich und du, wir sind noch lange nicht die Aermsten. Arm, wirklich arm ist nur jener, der keinen Gott mehr hat. Reich, trotz aller äußerer Armut, ist jener, der immer noch ein mageres Stücklein Brot brechen kann um auch denen zu geben, die überhaupt nichts haben.

Ein furchtbares Kreuz lastet auf der Welt. Das Kreuz des Hungers nach dem Brote des Leibes und das Kreuz des Hungers nach dem Brote der Seele. Millionen von Menschen schauen aus der Finsternis des Heidentums zum Himmel hinauf. Wird jemand kommen, der uns Licht bringt? Das Licht der göttlichen Liebe? Und von oben, von seinem ewigen Throne, schaut Gott auf uns herab: Gibt es noch Menschen, denen meine Ehre am Herzen liegt? Gibt es noch Menschen, die — an das Kreuz glauben? Die es zu tragen wagen, schweropfernd und blutschwitzend, wie der Erlöser es tat? Jener Erlöser, nach dem wir uns Christen nennen? Gibt es noch Menschen, die etwas zu tun bereit sind für die Rettung der Heiden, auf daß auch ihre Seelen meinem ewig heiligen Namen lobsingen?

Im Marianischen Missionsverein ist uns Gelegenheit gegeben, die katholischen Missionen zu unterstützen. Treten wir dem Missionsverein bei — gerade jetzt, wo es schwer geht! Zeigen wir dem Herrn: Du nimmst mir mein Brot, o Herr, ich aber will geben! Denn ich weiß, daß Du den segnest, der Dir opfert zu einer Zeit, in der Opfer wirklich Opfer sind! Geheiligt werde Dein Name!

ne um die Zeit seiner Priesterweihe schrieb.

„O mein Sohn,“ so heißt es da, „alles, was ich in meinem Leben erduldet habe, ist nichts angesichts der Freude und der Ehre, die ich empfinde, wenn ich an den Tag denke, an dem Du Priester wirst. Priester! O erhabenes Wort, das der Mutter Herz zum Himmel erhebt! . . . Mein Gott, womit habe ich eine so große Gnade verdient? Ich lebe ganz in Dir, mein gesegneter Sohn; jede Stunde führt mich dahin, wo Du weilst, ich begleite Dich bei all Deiner Vorbereitung zu diesem hehren Sakrament, ich versenke mich in Dein Herz und bin trunken vor Wonne über das Glück, daß Du Dich für immer dem Dienste Jesu und Maria weihst . . . Ich bin gerade bei der Beendigung der Albe, die ich für Dich sticke. Alle Stiche, deren Zahl nur die Engel kennen, opfere ich Gott aus Dankbarkeit und Liebe und als Bitte um seinen Segen für Dich auf. Wie gerne arbeite ich an dieser Albe! Weiß ich doch, was sie für einen Priester bedeutet. O wie schön ist unsere Religion! Mein lieber, teurer Sohn, mein Herz strömt über im Lobe Gottes. Denn bald wird eine Frucht meines Leibes, ein Stück meines Herzens, ein anderes Ich von mir jeden Tag Gott das kostbare Blut unseres Herrn Jesus Christus zum Opfer darbringen. Ich lebe wie in einer Verzückung und kann nur schwer meine Gedanken für diese Erde fassen. Ich möchte diese und die folgenden Nächte vor dem Allerheiligsten in ununterbrochenem Dankgebet verweilen und um Gnade für Dich flehen.“

Zelia konnte der Priesterweihe ihres Sohnes nicht persönlich beiwohnen. Ergreifend ist, was sie ihm zu seinem Gnaden- und Ehrentage schrieb:

„Gegrüßet sei der 25. Mai 1907! Es lebe mein vielgeliebter Priester! Es lebe der Sohn meines Herzens! Endlich ist der von uns tausendfach ersehnte Tag gekommen. Nun bist Du Priester, Diener des Allerhöchsten! Alles, was ich sagen kann, ist wenig vor diesem Gedanken! . . . Mein Sohn, stelle Dir vor, in welchem Glück mein Herz den ganzen Tag schlug. Ich wachte um 2 Uhr auf und begann sogleich das Magnificat und das Te Deum zu beten. Und dann hatte ich Dich im Geiste vor mir, Augenblick für Augenblick; ich verfolgte die Zeremonien der Weihe, die Segnung Deiner Hände, die feierliche Uebergabe von Kelch und Patene, die Anrufung des Hl. Geistes. O mein Sohn, mit welcher Inbrunst betete ich und bete ich noch, daß Gott einen Heiligen aus Dir mache. Ich verbrachte zwei Stunden in der Betrachtung der außergewöhnlichen Gnade Deiner Berufung und im Gebete für Deine Seele. Dann hatten wir heilige Messe und kommunizierten alle für den jungen, teuren Priester. Dann gab ich den Armen zu Deinem Feste ein Mittagessen. Am Abend beleuchtete ich das Bild U. L. Frau in der Lourdesgrotte, und wir sangen die Laurentanische Litanei und das Magnificat zur Danksagung . . . Welche Vorsätze faßte ich im Gedanken an Deine heilige Weihe? Ich muß der Ehre noch viel würdiger werden, die mir Gott erwiesen, Mutter eines seiner Diener zu sein . . . So schlägt Dir in Liebe das überglückliche Herz Deiner Mutter entgegen, die Dir in aller Ehrfurcht die geweihten Hände küßt.“

Zelias Wunsch war es, auch noch den Weihe- und Primiztag ihrer beiden jüngsten Söhne zu erleben. Doch Gott nahm die gute Mutter zu sich, bevor die Söhne ihr Ziel erreichten; er wollte die Mutter vom Himmel aus an den Ehrentagen teilnehmen lassen. Ueberaus beglückend für Ze-

Christophorus

**Christophorus horcht hinaus in die Nacht.
Der Wind hat ein Rufen herübergebracht:
„Hol über!“
Christophorus horcht in den stürmenden Wind.
Ist das nicht die Stimme von einem Kind?
„Hol über!“
Die Stimme ist süß und herrisch zugleich.
So klingen die Glocken, so laut und so weich:
„Hol über!“
Christophorus nimmt seinen Stab in die Hand.
Die Nacht ist finster und ferne der Strand.
„Hol über!“
Die Wellen türmen sich hoch wie nie,
Christophorus, sag', dir wanken die Knie?
„Hol über!“
Nun ist er am Ufer. In Sturm und Wind
Steht am Strand im Hemdlein ein frierendes Kind:
„Hol über!“
Fast will der starke Fährmann schelten!
Er hebt auf die Schultern den Herrn der Welten.
„Hol über!“
Er weiß es nicht. Was wiegst du schwer!
Da raunen die Wellen: Es ist der Herr!
„Hol über!“
Es war eine kalte, stürmische Nacht!
Das Kind hat den Fährmann nach Hause gebracht:
„Hol über!“
Es war Christophers letzte Fahrt!
Den Heiligen ward er zugeschart!
„Hol über!“
Und kommt für den Christen der letzte Weg,
Sankt Christopher steht am ewigen Steg:
„Hol über!“**

Anna Hils.

lia war auch der Gedanke an ihre im Kloster lebenden Töchter. Soweit es ihr möglich war, wohnte sie deren Einkleidung und Profeß bei. Es war ihr eine besondere Freude, ihre älteste Tochter, als sie wie eine Braut geschmückt zum Altare schritt, um das Ordenskleid zu empfangen, in dem weißen Seidenkleid zu sehen, das sie selbst bei ihrer Hochzeit getragen hatte. Mit ihren Gedanken und Sorgen lebte Zelia bei ihren Söhnen und Töchtern im Kloster. Unermüdlich suchte die fromme Mutter in Briefen und bei Besuchen ihre Christusjünger und Gottesbräute aufzumuntern und zu heiligem Streben zu begeistern. Sie nannte ihre neun gottgeweihten Kinder ihren Blumenstrauß und legte öfters im Gedanken an sie einen Strauß mit neun Blumen vor dem Allerheiligsten nieder.

Wie schon gesagt wurde, war Hieronymus de Castro im Anfang nicht recht damit einverstanden, daß seine Kinder ins Kloster gingen. Unter dem Einfluß seiner heiligmäßigen Gattin aber gewann er immer mehr Verständnis für den Ordensberuf und das heilige Verlangen seiner Kinder. Ja es kam so weit, daß die beiden Eltern in gegenseitigem Einverständnis das Gelübde machten, nach dem Eintritt aller ihrer Kinder ins Kloster sich auch selber für den Rest des Lebens Gott im Ordensstande zu weihen. Hieronymus wollte Franziskaner-Laienbruder werden. Schon hatte er dem Provinzial der Franziskaner seinen Plan mitgeteilt, sein Landgut einem Orden zu übergeben. Da rief ihn Gott, der auch die frommen Wünsche und guten Absichten herrlich zu belohnen weiß, nach kurzer Krankheit zur ewigen Verklärung.

Groß war der Schmerz Zelias um ihren geliebten Gatten, mit dem sie 33 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte. Doch sie trug ihr Leid mit der Fassung und dem Starkmut einer Heiligen. Gern wäre sie jetzt gleich dem Drange ihres Herzens nach der klösterlichen Einsamkeit gefolgt. Aber sie hatte noch für ihren hochbetagten Vater zu sorgen. Auch wollte sie warten, bis ihre Kinder sich alle durch die ewigen Gelübde endgültig an ihren heiligen Stand gebunden hätten. So nahm sie denn zunächst die Verwaltung des großen Familiengutes in

Himmelwaerts des Herz

Jeder Tag hat seine Lust
Jede Woche ihre Plage;
Doch ein Blick zum Herrn hinauf
Gibt dir Trost für alle Tage.
Sontags schaue Christum an
Als der Seelen edle Sonne
Und es überströmt dein Herz
Reich an süßer Himmelswonne.
Montags wandle Jesu nach
In des Tagewerks Geleise,
Folgsam wie der sanfte Mond
Um die Sonne geht im Kreise.
Dienstag sprich: „Mein hoher Herr
Ist zu dienen hier erschienen;
Darum will auch ich stets gern
Gott und meinen Brüdern dienen."
Mittwoch denke, wie er sprach:
„Ich bin in der Meinen Mitte."
Mitten in der Wochen Müh'
Stärkt er deine müden Schritte.
Donnerstag gedenke Sein,
Wie er stillte Meer und Wetter;
Wenn dir Ungewitter droht,
Hast du Ihn zum Freund und Retter.
Freitag wiß: an diesem Tage
Neigte sich voll Blut und Wunden
Auch für dich sein edles Haupt,
Daß in Ihm du Heil gefunden.
Samstag sprich: „Herr, bleib bei uns
Wenn die Sonne sinkt am Abend."
Also wird der Wochenschluß
Gleich dem Anfang süß und labend.

(Ein deutscher Arbeiter)

die Hand und belud sich mit den zeitlichen Sorgen, die bis dahin ihr Gatte getragen. Das hinderte sie jedoch nicht, im weitesten Maße die leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit auszuüben und in der Welt schon das Leben einer Klosterfrau zu führen. Es vergingen noch etliche Jahre, und es mußten noch mancherlei Hindernisse überwunden werden, bis dann endlich der Weg ins Kloster für Zelia frei war. Sie erhielt die Aufnahme bei den Schwestern vom Allerheiligsten Sakrament. Ein letztes Mal bereiste sie die Staaten Brasiliens, um jedes ihrer Kinder nochmals zu sehen und ihm Lebewohl zu sagen. Die weltlichen Angelegenheiten waren geregelt. Die gesetzlichen Erbteile der Kinder gingen an die entsprechenden Orden über, ihr eigenes Vermögen fiel dem von ihr gewählten Kloster zu. Von allem Irdischen losgelöst, nur das Kruzifix und den Rosenkranz in der Hand, überschritt Zelia de Castro, 62 Jahre alt, am 22. Januar 1918 die Schwelle der Klausur.

„Ich muß die letzten Tage meines Daseins dazu benützen, meine Krone der Gerechtigkeit zu vollenden und Gott all die Ehre zu geben, die er zu empfangen beabsichtigte, als er mich erschuf." Das war der Gedanke, der Zelia vom ersten Tage ihres Klosterlebens an beseelte. Die Oberin konnte ihr denn auch am Ende des Postulates das Zeugnis ausstellen: „Wir bestätigen, daß die Postulantin alle Regeln des Klosters befolgt hat und eine vollkommene Dienerin des Allerheiligsten Sakramentes ist." Am 22. Januar 1919 fand die feierliche Einkleidung statt. Ihre drei Söhne und eine ihrer Töchter nahmen daran teil. Ihr Aeltester, der Vinzentiner, nahm die Einkleidung vor. Er richtete mit vor Rührung fast erstickter Stimme einige Worte an die Mutter, erinnerte sie an ihre verschiedenen Lebensabschnitte und beglückwünschte sie, daß sie nun, wie die Lampe vor dem Allerheiligsten, sich vor dem Tabernakel zu verzehren und ihre Tage zu beschließen bereit sei. Dann segnete er das Ordenskleid und den Schleier und gab der Mutter den Ordensnamen Maria vom Allerheiligsten Sakrament. Den Kindern, die an der Feier nicht hatten teilnehmen können, schrieb die Mutter gleich am andern Tage: „Ihr waret um mich oder vielmehr in meinem Herzen während der ganzen Zeit der Einkleidung. O, wie empfahl ich meinem neuen Bräutigam meine kostbarsten Schätze, Euch, meine vielgeliebten Kinder, und wie bat ich ihn, daß er Euch in seinen Augen immer wohlgefälliger mache!"

Zelia, nunmehr Schwester Maria, war überglücklich. Jetzt gehörte ihr Leben ungeteilt und vorbehaltlos ihrem Gott an. Jetzt konnte sie ganz aufgehen im Dienste ihres eucharistischen Heilandes und im Streben nach jeglicher Tugend. Die bejahrte Novizin gereichte denn auch der ganzen Ordensgemeinde zur Erbauung. Indessen, ihre Erdentage waren gezählt. Hatten schon seit einiger Zeit allerlei Gebrechen sie heimgesucht, so stellte sich nun ein schweres Rücken-

markleiden ein, das eine Lähmung von den Füßen bis zu den Hüften im Gefolge hatte und ihre Ueberführung in ein Krankenhaus notwendig machte. Die Krankheit sollte ein baldiges Ende herbeiführen. Schwester Maria hatte noch den großen Trost auf dem Sterbebette ihre feierliche, ewige Profeß ablegen zu dürfen. „Jetzt bin ich erst recht die Braut Jesu Christi und die Magd Mariens", jubelte sie, „und ich hoffe mit Gottes Barmherzigkeit sie bald zu sehen und mich ewig mit ihnen zu freuen." Als die Verwandten von der Todgeweihten Abschied nahmen, sagte sie freundlich lächelnd: „Seht nur, wie heiter ich sterbe, weil ich Gott liebe!" Der anbrechende 8. September 1919, das Fest Mariä Gburt, sah die reine Opferseele zum Himmel eilen, um den Lohn einer heiligen Mutter und einer auserwählten Gottesbraut in Empfang zu nehmen.

Zelia hatte bis zuletzt ihren Kindern die ganze große Liebe ihres Mutterherzens bewahrt. Aber ihre Liebe war nicht im Natürlichen stekken geblieben. Sie hatte ihre Kinder für Gott erzogen, sie liebte sie in Gott und hegte keinen größeren Wunsch, als sie in der Heiligkeit wachsen zu sehen. In ihren zahlreichen Briefen an ihre Kinder kehrte stets in irgendeiner Form die Mahnung wieder: „Arbeiten wir an der Heiligung unserer Seele!" Ihrem priesterlichen Sohne schrieb sie: „Vergiß nicht, auch jedesmal selbst in der Heiligkeit zuzunehmen, wenn Du andere heiligst." Ihre letzten Worte auf dem Sterbebett waren: „Werdet heilig, meine Kinder, werdet heilig!" Sie betete unablässig um die Heiligung ihrer Kinder und opferte dafür mit Erlaubnis des Beichtvaters ihr Leben auf.

Welch eifervolle Liebe, welch tiefen Glauben offenbart das Gebet, das Zelia zu ihrem Gebrauch verfaßte und dem sie die Ueberschrift gab: „Tägliches Gebet nach der Meinung meines priesterlichen Sohnes, wenn er Beichte hört." Es lautet:

„O meine Mutter Maria, unser Sohn wird über die Seelen das kostbare Blut Jesu gießen; mache, daß bei jeder Lossprechung, die er erteilt, ein Tropfen dieses anbetungswürdigen Blutes auch auf seine Seele fällt, um sie zu reinigen und immer mehr zu läutern. Erwirke seinem Geiste die nötige Erleuchtung, seinem Herzen die Milde und Güte desjenigen, in dessen Namen er Sünden vergibt, und seiner Seele die Stärke, sich rein und fleckenlos inmitten des menschlichen Elendes zu erhalten. Ich opfere dir auf alle Arbeit, alle Mühen und Sorgen, die er in der Spendung dieses Sakramentes hat, und bitte dich, erwirke ihm die Geduld, sie aus Liebe zu dir und zu deinem Sohne zu ertragen, damit er in euren Augen stets wohlgefälliger werde und bei euch im Himmel sich Lob und Ehre erwerbe. Amen."

In einem andern Gebete für ihre Söhne heißt es:

„O liebster Heiland, in deiner unendlichen Barmherzigkeit geruhtest du, meine Kinder in deine Dienerschaft aufzunehmen. Mache, daß sie auch teilnehmen an deinem Opfer. Ich wünsche, daß sie sich mit dir und durch dich opfern, bereit, alles zu ertragen, was du schickst, bereit, selbst ihr Blut bis zum letzten Tropfen zu vergießen. Nimm sie hin zu deiner Ehre, vernichte, verbrenne, zerstöre alles in ihnen, was deiner nicht würdig ist. Ich küsse im voraus deine väterliche Hand und erachte alles als recht, was dir gefällt, damit sie heilig werden . . ."

Dieser heilige Heldenmut einer Mutter, die ihre Kinder so restlos, bis zum letzten Tropfen Blutes der Ehre Gottes und dem Heile ihrer Seelen opfert, ist in der Tat ergreifend. Glücklich die Söhne, deren Wirken im Weinberge des Herrn begleitet wird von dem Gebete und der Opfergesinnung einer solchen Mutter!

Das war Zelia, das Muster einer christlichen Familienmutter und einer heiligen Ordensfrau. Möchten doch gleich ihr alle Eltern ihre Kinder einzig und allein für Gott und den Himmel erziehen! Möchten sie sich doch wie sie glücklich schätzen, wenn Gott eines oder mehrere ihrer Kinder zu seinem heiligen Dienst beruft, und gern die damit verbundenen Opfer bringen! Gottgeweihte Kinder sind der Eltern Freude und Krone.

Missionsdienst ist Pionierdienst im Reiche Christi. Weißt du wohl, daß die Weltmissionen auf deine Gebets- und Opferhilfe angewiesen ist? Weißt du auch, daß wir alle verpflichtet sind, Gottes Reich auf Erden zu verbreiten? Religion haben heißt nicht, nur darum besorgt zu sein, daß **meine** Seele in den Himmel komme. Katholische Religion heißt: Mich sorgen, daß Gottes heiliger Name überall gekannt ist und gelobt und gepriesen wird.

Bete wenigstens heute ein kleines Gebetlein für die Missionsarbeit der katholischen Kirche. Werde auch ein Missionar. Trete dem Marianischen Missionsverein bei, und du wirst zum Laienoblatenmissionar. Die Opfer sind klein, die Früchte jedoch groß. Schreibe an den Schriftleiter.

All den Wegen entlang schalle der Festgesang
Freude blitze hervor aus dem Bürgerchor
Jung und Alt im Verein sollen in Reihen sein
tragen flammender Kerzen Schein.
Heute ehren wir tief das Blut das vom Kreuze lief
Christus gab es am Holz hin für den Menschenstolz
darum ziemt es sich schon, denkend an Christi Thron
anzubieten der Tränen Lohn.

(1. Vesper des Kostbarblutfestes)

Der Strom vom Kreuze

Charfreitag ist vorüber; der einzige Tag des Jahres, an dem die Kirche kein Meßopfer feiert.

Die Menschen

brauchen an diesem Tage auch keine Wiederholung, da sie selber schauen und vor Augen halten sollen, was sonst Gegenstand und Inhalt der Erinnerung und Wiederholung ist: das Kreuz, den Gnadenstrom vom Kreuze. Wo das Blut selber fließt, soll das Andenken stille sein. Es ist sehr notwendig und klug. Denn wir Menschen vergessen nur allzuleicht bei den kunstvoll gesungenen Messen, bei den feierlich gespendeten Sakramenten, daß darum nicht nur Feier und Freude, darin nicht nur Glück und Gnade steckt, sondern ein Stück unbeschreiblichen Leidens, ein großer Tropfen schmerzhaft vergossenen Blutes. Doch einmal im Jahr muß uns diese Wahrheit allein beschäftigen, daß nur vom Kreuze aus der ganze Strom aller Gnaden seinen Ursprung hat, daß er nur von da aus durch alle Zeiten und alle Welten weiterrieselt in den Kanälen der zahllosen Gnadenmittel und Gnadengelegenheiten. Und wohin? Gott hat

als Gefäße

die Menschen bestimmt, alle Menschen.

Wir finden schon am Charfreitag die verschiedenen Gruppen gegenwärtig vor dem Kreuze. Jesus und Maria als Spender des Kostbaren Blutes. Sie hatten es von Gott empfangen, wunderbar sündenrein und noch wunderbarer geadelt als Gottes Blut. Sie haben es wieder hingegeben, frei und aus Liebe zu den Menschen.

Es stehen da Johannes, der Apostel und der römische Hauptmann als Verkünder des Kostbaren Blutes. Ins geöffnete Herz Jesu schauen sie, glauben und rufen die Menschen an die Quelle hin. Sie sind Vorbilder aller, die im Laufe der Jahrhunderte Christi Blut, seine Lehre und Gnade zu den Geschöpfen Gottes hingetragen.

Wir finden den rechten Schächer und Maria Magdalena ,als erste Empfänger des Kostbaren Blutes. In ihnen wird offenbar, was der göttliche Strom will und vermag. Sie sind Vorbilder von Millionen, die dürsten nach Erlösung und Frieden.

Immerfort

Die Kirche steht am Charfreitag nicht nur trauernd unter dem Kreuze. Sie fängt auch gleich an, den Gnadenstrom weiter zu leiten. Das Kreuz ist enthüllt. Kommet, lasset es uns anbeten und beten, daß es leuchte über alle Menschen. Oremus, lasset uns beten:

Für die heilige Kirche Gottes, für den hl. Vater
Für Bischöfe, Priester und Volk Gottes
Für die Katchumenen und Neugetauften
Für alle Betrübten, Leidenden und Irrenden
Für das verblendete Volk der Juden
Für die sündigen, götzendienerischen Heiden
Flectamus genua Beugen wir die Knie.

Beugen wir die Knie vor dem Strome, vor dem Kostbaren Blute, das vom Kreuze fließt.

Dann kommt der Charsamstag. Die Kirche leitet die Gnadenquelle ein in das Taufwasser. Und fast in einem Zuge innert wenigen Stunden spendet sie (wenigstens in alter, noch mehr gemeinschaftlich eingestellter Zeit) die drei ersten und wichtigsten Sakramente: Taufe, Firmung und Eucharistie. Das sind eben die Sakramente, an denen unser übernatürliches Leben am meisten und entscheidensten geweckt und genährt wird. Und dieser Strom, den die Kirche an Ostern im Anschluß an das Charfreitagskreuz über hunderte von Menschen leitet, hört nicht mehr auf das ganze Kirchenjahr, er fließt an einem fort über alle, die guten Willens sind.

Wie aber Menschengeist und Menschenwachsamkeit den irdischen Strömen Ziel, Maß und Führung geben müssen, um sie dienstbar zu gestalten, so hat Gottes Weisheit es in Menschenhände gelegt, den Strom des Blutsegens vom Kreuze zu verkünden und verwandeln, zu leiten und verteilen, um ihn fruchtbar zu machen. Ja, den Strom des Blutes selber.

Die hl. Schrift braucht wiederholt die Ausdrücke: Das Blut Christi reinigt. . . Christus hat unsere Sünden in seinem Blute gewaschen . . . Sie haben ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen . . . gerechtfertigt sind wir in Christi Blut . . .

Es geht daraus hervor, daß das Blut Christi nicht nur die Gnade verdient hat ,daß es sich dann zurückzieht und daß die fertige, vom Blute Christi getrennte Gnade von außen her an die Seele herantritt, wie wir in unserer menschlichen Weise es uns gerne vorstellen. Nein, das Blut Christi selbst muß die Seele berühren und sie in jenen Zustand bringen, den wir Gnade nennen, in den Zustand der Heiligung durch die heiligmachende Gnade und in den Zustand der Stärke und Fruchtbarkeit, durch die helfende oder wirkende Gnade. Darum sagen wir, daß das Blut Christi ohne Aufhören vom Kreuze her in die Gefäße der menschlichen Seele fließen muß und fließt.

* * *

„Es bedarf für uns unendlich vieler Ausgangspunkte und Geistesrichtigung, um der Allseitigkeit der Wahrheit durch die Vielseitigkeit der Geister, ihrer Fragestellung und Betrachtungsweisen gerecht zu werden."

* * *

„Wer Christus sagt, sagt auch Kreuz."

Matthaeus, ein Laienapostel

Von P. Franz Seiler O.M.J.

Aus unseren Oblatenmissionen

Mannigfaltig ist der Duft der Blumen, mannigfaltig ihre Schönheit, ihre Pracht. Ueberall, wo Grund und Feuchtigkeit und warmer Sonnenschein es gestatten, entfalten Blumen ihre Kelche, erfreuen Blumen.

Allüberall, wo Menschenkinder wandeln, wo Gottes Gnadensonne scheint und wärmt, wo seine Liebe wirbt, sein Tau belebt, da gibt's Entfaltung, Wachstum, Duft und Seelenschönheit, wenngleich verborgen oft und unscheinbar, doch Gottes Aug' erfreuend.

Sie blühen in der Großstadt, sie blühen auf dem Dorfe, sie blühen in allen Teilen der Erde, sie blühen auch unter den einfachen Kindern der afrikanischen Steppe.

Eine solche Blume möchte ich den Lesern einmal brechen, ein Steppenblümlein nur, auf magerem, dürftigem Grund gewachsen.

Der Ovambomissionar muß ihn gern haben, von Herzen gern haben, den Matthäus. Diesen langen, hageren Kerl mit seinem kümmerlichen Bärtchen, aber seinen so glühenden, ernsten, schwarzen Augen.

Hochamt, Andacht und Katchismus sind zu Ende. Die schwarze Menschenmenge drängt dem Ausgang des Missionskirchleins zu, wirft mir dabei das Gestell mit dem Weihwasserbecken um und beginnt draußen sofort ein Riesengeschnatter. Einige jedoch treten näher zum Altar, Männer, Frauen, Kinder. Unter ihnen kniet in gerader Haltung, die Augen starr zum Tabernakel gerichtet, Matthäus.

Es ist heiß und schwül im Kirchlein. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und verlasse auch das Gotteshaus. Meine Sonntagsanstrengung ist noch lange nicht vorbei, im Gegenteil, jetzt fängt sie erst recht an.

„Pata", so quietscht nun groß und klein, jung und alt, „Du verbringst den Tag."

„Gib mir etwas Garn."

„Ich hab' eine Wunde am Fuß."

„Ich soll dich grüßen vom Konrad mit der krummen Nase; er ist in Swakopmund."

„Gib mir ein Läppchen."

„Pata, hab Dir Bier gebracht."

„Ich soll Dich grüßen vom August, dem mit den langen Beinen."

„Gib mir ein Stück Papier . . ."

So geht es in ununterbrochenem Geschnatter. Doch jetzt kommt einer ganz energisch von hinten.

„Pater Franza, die Susanna ist schwer krank, der Pater Johannes hat gesagt. . . Doch schon ist er wieder von anderen überschrien.

Endlich bin ich in meiner Wohnung. Matthäus steht vor mir:

„Ja Pater, die Susanna, meine Schwiegermutter, ist schwer krank; sie hat die Sakramente noch nicht empfangen; sie ist ganz uralt. Aber Pater Johannes hat gesagt, wenn sie sterben will, dann soll sie noch die hl. Oelung empfangen. Also komm rasch mit nach Omulasitu."

Diese Sorge um seine Schwiegermutter ist sicher schon ein erster schöner Zug des Matthäus.

„Ja Matthäus, aber sieh, erst muß ich all die vielen Leute abfertigen, unter denen auch Kranke sind; andere haben Wichtiges zu reden, dann werde ich etwas essen, und dann gehen wir zusammen nach Omulasitu zur Susanna.

„Jaloo, Pater, ich werde warten."

Heiß ist's, elend heiß. Doch die Pflicht ruft, und so habe ich mich sofort nach dem Mittagessen mit Matthäus auf den Weg gemacht nach Omulasitu.

Ich gehe selbst voran auf dem schmalen Pfad; denn nach Omulasitu weiß ich Bescheid, wohnt doch dort mein Freund Schinjemba, der Schmied, der mir schon manch schönen Ovambodolch kunstfertig geschmiedet hat. Ja es ist heiß. Hoffentlich gibt's bei Schinjemba etwas Ovambobier; könnte nichts schaden bei dieser Hitze. 1½ Stunden wenigstens bis Omulasitu zu tippeln, nach all der vorausgegangenen körperlichen Anstrengung eines Sonntag-Dienstes, ist keine Kleinigkeit. Doch Matthäus, ich will nicht bös auf dich sein, bist ja ein Prachtkerl.

Wenn man ihn schon sieht in der Kirche! Stets kniet er da mit einer

Friede kommt vom Kreuz

Laßt uns nie vergessen, daß wir nur von Jesus Christus den Frieden erwarten dürfen. Und zwar nur von seinem kostbaren Blute. „Durch sein Blut hat er Frieden gestiftet am Kreuze." Durch dieses göttliche Blut, das auf unseren Altären fließt und das wir im Kelche der heiligen Eucharistie in unseren Tabernakeln besitzen, wird der Menschheit jener Frieden zuteil, „der wünschenswerter ist als jedes andere Gut." (Pius XII)

Andacht in der Haltung, die erbaulich ist. Sich hinsetzen, was die anderen ziemlich im Griff haben, kennt Matthäus nicht. Daher habe ich ihn auch zum Domschweizer befördert. Er muß vor allem das viele Heidenvolk in der Kirche, das auch stets da ist, wenn nötig, zur Ordnung rufen.

Omulasitu ist immer noch weit. Ich schaue mich einmal nach Matthäus um, doch Matthäus ist nicht zu sehen.

„He, Matthäusa!“ Keine Antwort! „He, Matthäusa? — Matthäusee??“

Paat?“ so kommt's von weitem.

Endlich kommt er angekeucht.

„Pat, onda kulupa ongue ua s'onsianto, Pat, ich bin doch schon alt, und Du bist das reinste Auto!“

„Joo, Matthäus, ich bin ein Auto!“

„Eno oto vulisandje, ja, Pat, Du machst mich ganz müd!“

Reuevoll muß ich meinen Fehler eingestehen, über den meine Obern schon in früheren Jahren geklagt haben.

„Matthäus, du hast recht; ich will jetzt ganz langsam gehen.“

Schon früher hatte ich einmal gehört, Matthäus sei vor seiner Taufe ein recht dick-fanatischer Heide gewesen, ein hundertprozentiger, so wie er jetzt ein hundertprozentiger Christ ist. Das stachelte meine Neugierde an, und ich begann zu fragen. Doch Matthäus spielte den Schlauberger! Die Wahrheit sagen wollte er nicht, schwindeln auch nicht, und so offenbarte er mir einfach nichts, sondern redete nur so drumm herum.

Ich war etwas enttäuscht und wäre beinahe wieder losgerannt, als mir einfiel, daß ich ja auch seine Bekehrungsgeschichte noch nicht wußte.

„Matthäus?“

„Pat?“

„Sag mal, Matthäus, du hast früher so weit weg von der katholischen Mission gewohnt, aber so nahe bei der protestantischen Schule. Wie kam's, daß du katholisch wurdest?“

„Pat, hör mal zu! Ganz früher war ich einmal sehr krank. Ich konnte nicht mehr gehen und doch hat mich diese Krankheit überall hingetrieben, auch in die Omubuga, ein völlig unbewohntes Steppengebiet. Eines Nachts lag ich auch in der Omubuga und hörte eine Stimme.“

„Was, du hast eine Stimme gehört?“

„Ja, Pat, ich habe eine Stimme gehört.“

„Matthäus, du hast geträumt.“

„Pat,“ vorwurfsvoll schauen mich seine schwarzen Augen an, „bin ich ein Heide, daß ich einen Priester belüge?“

„Was hat die Stimme gesagt?“

„Die Stimme sagte: willst du dich nicht bald unterrichten lassen?“

„Wo kam denn die Stimme her?“

„Was weiß ich? Ich ging wieder in mein Gehöft.

Noch konnte ich nicht recht gehen und, noch ganz gebückt, schlich ich zum Schulmeister Andreas in die protestantische Schule. Dort mußte ich eine Bibel kaufen, obwohl ich noch nicht lesen und schreiben konnte. (Heute kann Matthäus gut lesen und leidlich schreiben.) Vier Tage gehörte ich zu dieser Schule, als mein Hund die Bibel ganz zerfetzte.“

„Matthäus, hast du nun wieder eine Stimme gehört?“

„Nein, ich habe keine gehört, aber ich war sehr traurig. Was sollte ich machen? Eine neue Bibel kaufen konnte ich nicht, denn ich war arm. Da traf ich den Philipp von Epiechona. Philipp sagte: ‚Matthäus, ich bin katholisch; komm mit mir in die katholische Schule nach Onimuandi, zum Primus, dort brauchst du keine Bibel zu kaufen.‘ Der Schulmeister Primus hatte gerade erst mit seiner Schule angefangen und erst wenig Leute. Primus hat mich freundlich aufgenommen, und so wurde ich katholisch. Aber die größte Freude hatte ich, als Pater Johannes (Helfrich) kam und ganz in meiner Nähe sein Haus baute und immer dablieb.

Omulasitu war inzwischen erreicht. Auf freiem Feld lag eine protestantische Schule. Drinnen saßen rund 10 Leute: der Schulmeister, sein Hilfs-Schulmeister und deren Frauen und Kinder. Der Schulmeister las aus der Bibel vor.

Im Gebüsch lagen die Gehöfte. Das kleinste von allen war das der Großmutter Susanna.

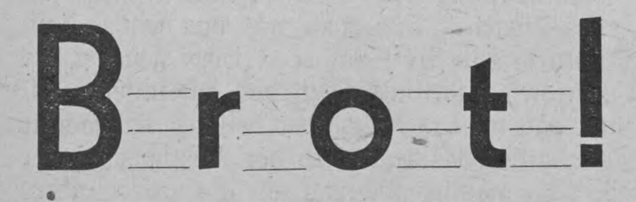
„Mütterchen, du verbringst den Tag. Geht's gut?“

Ein steinaltes Weiblein saß neben mir und schaute mich nur immer verwundert, sogar etwas ängstlich an. Matthäus redete ohne Unterbrechung. Da nahm ich die alte, abgegriffene Pfeife aus ihrer Hand, stopfte sie mit Tabak, den ich immer mit mir führe, und mein Mütterchen war beruhigt und zufrieden. Das war nun gerade keine liturgische Vorbereitung auf die hl. Oelung, aber immerhin förderlich.

Nun erst fing sie an, mir von all ihren Schmerzen und Gebrechen zu berichten, und ich konnte sie langsam auf das heilige Sakrament vorbereiten.

Matthäus wiederholte alle meine Worte aufs eindringlichste, während das alte Weiblein immer wieder flüsterte: „Jaloo, Jaloo, ja, so ist's recht.“

Wir knieten uns hin. Das Mütterchen wollte sich auch knien. Das glückte ihm aber nicht; wir beteten zusammen das Vater unser, Gegrüßet seist du Maria, Ich glaube an Gott Vater, Reue und Leid. Mat-



Bisher gesammelt für die Hungernden in Deutschland: $4,222.39

Frau Jos. Weiß, Pilger, Sask.	5.00
E. Frey, Battleford, Sask.	2.00
Herr und Frau Joh. Schmidt, Masefield, Sask.	10.00
Altarverein, Friendensthal, Alta.	30.00
Ein Freund, Reward, Sask.	5.00
	$4,274.39

thäus betete mit einer Stimme, daß man ihn in allen benachbarten Gehöften hören mußte. Darauf spendete ich die hl. Oelung.

Nach der heiligen Handlung mußte Matthäus noch ein Predigt halten, während ich dem Weiblein die Pfeife anzündete. Das Wesentliche aus der Predigt des Matthäus war: „Mutter, jetzt stirb! Laß dich nicht mehr aufhalten, hab' keine Angst, jetzt kommst du in den Himmel, und dort ist's schön."

Mittlerweile waren auch die protestantischen Nachbarn gekommen. Sie grüßten freundlich, wenn auch etwas befangen, den katholischen Lehrer.

Selig ihr Pfeifchen schmauchend, saß das Mütterchen da und hörte sich die Unterhaltung an, als ob ihr nichts fehle.

Ich hielt es an der Zeit, aufzubrechen. Doch die protestantischen Nachbarn bestanden auf einem kurzen Besuch in ihrem Gehöft. Besonders Matthäus, der ja noch nichts zu sich genommen hatte, sollte sich etwas stärken.

Im Kreis saßen einige Männer, Protestanten und Heiden; in ihrer Mitte Matthäus. Die Dame des Hauses brachte auf einer aus Palmfasern geflochtenen Platte einen großen Berg Mehlbrei mit einigen Stücken Fleisch und setzte ihn den Männern vor. Nun trat Matthäus wieder in Tätigkeit. Feierlich machte er das Kreuzzeichen und betete laut. Alles war ruhig im Gehöft, bis Matthäus mit seinem Gebet zu Ende war.

Ja, so ist er! Menschenfurcht kennt er nicht. Kindlich und offen legt er überall Zeugnis ab für den, dessen tapferen Streiter er sein will.

Eine kranke, heidnische Frau liegt im Sterben. Matthäus eilt hin, bereitet sie vor und findet eine willige Hörerin. Kurz vor dem Tode spendet er ihr die heilige Taufe. Sodann schickt er einen Jungen zur Missionsstation und meldet mit dem Tode der Frau zugleich ihre Beerdigung an. Als Christin dürfe sie nun nicht im Viehkral beerdigt werden, sondern müsse auf dem Friedhof der Mission ein Plätzchen finden. Er selbst will sie bringen. Ich bereite alles vor.

Gegen Mittag erscheint Matthäus. Zwei Männer tragen die Leiche. Drei oder vier Kinder begleiten sie; Matthäus selbst geht singend voran. Wieviel Lieder er auf dem 1½stündigen Weg gesungen hat, weiß ich nicht. Als er ankam, sang er ganz heiser: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar.

Geheimnisvolle Stimmen, wie bei seiner Bekehrung, haben den armen Matthäus allerdings noch einmal geplagt. So kam er eines Tages nach einer schweren Krankheit, in der hohes Fieber ihn gepackt hatte, und klagte, Moses selbst sei ihm erschienen und habe eine Kuh verlangt. Dann habe ihn der Satan schwer bedrängt und ihm sein Kreuzchen genommen.

Das Vieh ist der Stolz, die Freude der Ovambos. Weibliche Tiere werden erst geschlachtet, wenn sie tot umfallen.

Sonntag für Sonntag hatte ich zum Thema meiner Predigt eines der zehn Gebote Gottes. Am Sonntag nach der Predigt über das 7. Gebot stand Matthäus in meinem Zimmer.

„Pat?"

„Matthäus, was willst du?"

„Pat, du hast mich heute traurig gemacht; ich habe große Gewissensbisse in meinem Herzen."

„Warum Matthäus? Hast du eine Kuh gestohlen?"

„Nein, Pat, aber höre, ich muß mit Dir sprechen."

„Rede, rede Matthäus!"

„Vor einiger Zeit habe ich meinen Esel dem Jtula geliehen, der mit seinem Wagen Salz holen wollte auf der Salzspanne. In der Nacht nun wurde ihm dort der Esel von einem Löwen geschlagen. Ich habe dafür einen neuen Esel verlangt und auch bekommen."

„Ja nun, Matthäus, da hast du doch den Esel nicht gestohlen."

„Ja, Pat, du hast aber auch heute gesagt, wir sollten uns hüten vor der Habgier und daß, wegen der Habgier, Judas den Heiland verraten hat. Nein, Pater, ich will den Esel nicht mehr behalten!"

Groß ist Matthäus vor allem als Apostel unter den Seinen, ein herzliches Abbild des Guten Hirten, der auch dem letzten Schäflein nachgeht, ohne zu ermüden, und es voll Freude zu seinem göttlichen Meister bringt. Geschlossen tritt er besonders an hohen Festtagen mit den Christen seines Gebietes zum Gottesdienst an. Ganz Eifer war er während der Vorbereitungszeit auf die heilige Taufe. Immer wieder erschien er auf meinem Zimmer und bekam einen Zettel mit den Namen derjenigen, die ohne Grund im Unterricht gefehlt hatten. Er rannte los, um zu ermahnen und aufzumuntern, Schwierigkeiten zu erheben und über Einzelfälle Bericht zu erstatten. So konnte ich ihn mit Recht beim letzten großen Tauffest vor Christen und Taufbewerbern als Vorbild eines echten Ovambo-Apostels hinstellen. Ueber 100 Täuflinge waren die Frucht seiner unermüdlichen Werbearbeit. Oft konnte man ihn antreffen im Busch, um sich geschart die Hirtenjungen, mit dem Katechismus in der Hand.

Ja, Matthäus ist wahrlich ein Freund des Herrn, eine seltene Blume im Garten Gottes.

GEBET

Rudolf Hägni

Heiliger Gott, beschirme das Land,
Erhalt ihm den Frieden mit starker Hand,
Reute das Unkraut der Zwietracht aus,
Schütze vor Brand und Unehr das Haus!
Bewahr uns vor Hunger und Wassernot,
Schlage den Dämon der Selbstsucht tot,
Dir sei Dank, Ehre, Lob und Preis!

Der Geissbauer

Von F. Schrönghamer-Heimdahl

Als ich noch daheim war, hießen ihn die Dorfleute bloß den Geißbauern. Es war ein Spitzname, wie man sagt, recht geschaffen für einen Hänselbuben, der nur ein paar Geißen im Stall hatte, aber gern ein Hofbauer gewesen wäre mit dreißig, vierzig Stück Rindern, Rossen, Schafen, Schweinen und hundertfünfzig Tagwerk Grund, wie halt die Bauern eben, die ihn hinter seinem Rükken Geißbauer" höhnten.

Ich wußte es lang, wie sie ihn hießen, aber er wußte es nicht.

Aber einmal ,als er volljährig geworden war und in Gemeindedingen dreinreden wollte wie ein großer Hansdampf, sprach es einer geringschätzig über die Schultern: „Was will denn der — der Geißbauer?"

Da hob es ihn vom Fleck, wie von einer Flattermine in die Luft gesprengt, starrte eine Weile in stummen, bleichem Grimm, setzte den Hut fest ins Genick und ging wortlos, aber mit heimlichem Schwur. Erst auf dem Heimweg machte er sich Luft mit gräßlichen Drohungen. So traf ich ihn draußen beim Wegkreuz am Schwendhübel.

Erst sah er mich gar nicht in seiner blinden, schäumenden Wut ob des Schimpfes, den ihm „ein Großer" angetan. Er reckte nur seine Schwurhand zum Gekreuzigten empor: „Merk auf, Herrgott! Den Geisbauern hat er mich genannt, der Zocher. Dem werd' ich's zeigen! Der soll's erleben, daß ich noch der größte Hofbauer werd' im ganzen Dorf. Das schwör ich jetzt vor dir, Herrgott, und du bist mein Zeuge, daß ich den Schwur wahr mach'. Amen!"

Mit verbissenem Lachen wandte er sich weg. Da merkte er mich, wie ich verlegen als ungewollter Mithörer auf dem Gangsteig von einem Fuß auf den andern trat. Er sah mein Erschrecken und Schaudern.

„Bua", sprach er jetzt ganz ruhig, „brauchst mich nicht fürchten. Aber die sollen den Geißbauern kennen lernen. Mit zwei Geißen hab ich angefangt als Häuslbua, als Herrenbauer mit fünfzig Rindern hör ich auf, du bist jung und kannst es leicht erleben. Und der Herrgott da ist mein Zeuge."

Im gleichen Jahre nach kam ich fort in das Studium, und der Geißbauer schwand mir wie aus dem Gesicht so auch aus dem Sinn. Lateinische Brocken, Rechenexempel, Geschichtsdaten und die vielen Eindrükke des neuen Lebens in der Stadt ließen mich den Geißbauer und seinen Schwur vergessen. Nur in trüben Regennächten, wenn die Stürme an die alten Mauern stießen, erwachte ein Erinnern, wie im Unterbewußtsein, an das Unheimliche jenes Erlebnisses beim heimatlichen Herrgott am Kreuzweg. Da schien es mir, als hätte der Geißbauer ein Schicksal beschworen, dem er unentrinnbar verfallen würde mit allen Folgen, die seinem unbedachten Ingrimm damals noch fremd waren. Großen Segen erwartete ich mir nicht für den Vermessenen, der wegen vergänglichen Erdengutes den Himmel mit einem Handschwur herausgefordert hatte.

Als ich in die ersten Ferien heimkam, und beim Herrgott am Schwendhübel draußen das Bild des Dorfes mit heimseligen Sinnen einsog, da gewahrte ich eine Veränderung: der Geißbauer hatte auf seine Hütte ein Stockwerk aufgesetzt und das neue rote Ziegeldach darüber war wie ein leuchtender Triumph über die grauen Legschindelbreiten der Hofbauern.

„Ja", sagte mein Vater daheim, „der Geißbauer, der macht sich. Zwei Kühe hat er jetzt auch schon. Wo er nur das Geld alleweil hernimmt? Nun ja, schinden und rakkern tut er wie keiner im Dorf. Wenn wo ein Holzgrund billig hergeht, da packt der Geißbauer zu und pflanzt auf. An den Feiertagen reist er auf Handelschaft aus, und wenn er nur einen Kaiblschweif gewinnt dabei — er läßt ihn nicht hint. Bier trinkt er das ganze Jahr keinen Tropfen. Der wenn so weitermacht, nachher wird er wirklich noch der größte Hofbauer weitum. Aber mögen, laß dir sagen, mögen tut ihn kein Mensch nimmer. Ich möcht ihm nicht unrecht tun und seine Sach muß sich ein jeder zusammenschauen, aber wie's der Geißbauer treibt mit seiner unmenschlichen Gier nach Geld und Gut, das ist schon ganz aus der Weis. Neugierig bin ich, was das noch für ein End nimmt."

Uebers Jahr traf ich den Geißbauern selber, wie ich ferienfahrend vom Schwendhübel niederstieg in die geliebte Dorfmarkung. Er werkte an einem hellen Gerüst in der Weberwiese, schob Balken zurecht, lud Schindel ab, stieg auf Leitern hin und her, zerrte an dicken Tauen Firstbäume in die Höhe.

„Schaust auch wieder einmal nach daheim?" rief er mir von seiner luftigen Höhe aus zu, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. „Wie lang wird's denn dein Vater noch aushalten? Die Studie kostet ja hübsch ein Geld, wie man hört. Wär' eh gescheidter, du bliebest und tätest die Arbeit herpakken. Was ich da mach? einen Feldstadel bau ich mir. Der Weberbauer hat verkauft, und ich hab den meisten Grund eingesteigert. Vierzig Tagwerk hat jetzt der Geißbauer schon, gelt, da schaust. Sechs Küh und vier Ochsen stehen mir im Stall. Ich kauf und die Herrenbauern verkaufen. O mein, der Weberbauer! Vor die Berg hat er hinaus müssen, weil er glaubt, da draußen lauft der Misthaufen von selber auf den Acker. Der Schöffmann und der Schilcher wollen auch hinaus ins Weizenland, als ob der

roggene Knödel nicht auch für Hunger ging'. Und unser größter Herrenbauer, der Zocher, laß dir sagen, wackelt auch schon. Was sagst jetzt da? Schulden, daß der Rauch kaum mehr beim Kamin auskann. Einen Holzteil um den andern schlagt er ab, und hat schuldenfrei übernommen. Wo die zwölftausend hingekommen sind, die seine Frau hergebracht hat als Heiratgut, das weiß der Gugetzer. Ja, Wirthaussitzen und kein Heimgehen kennen, das bringt den Größten um mit der Zeit. Da schau mich an, wie ich mich durchwerk. Ich brauch keinen Maurer und keinen Zimmermann und den Handlanger mach ich mir auch selber. Da bleibt's Geld im Strumpf und bei den andern fliegt's in alle Wind. Der Zocher, der wird sich noch anschaun, der Saggera! Der hat mich nit umsonst den Geißbauern genannt!"

Mir graute vor dem Manne. Etwas Unheimliches witterte aus seinen Worten wie aus seinem ganzen Wesen. So hell und freudig das blanke Gerüst der Feldscheune in der grünen Wiese stand, so dumpf und düster wirkte die Gestalt des Geißbauern darin. Ich hatte das Gefühl, als müßte das ganze Balkenwerk zusammenbrechen und den Werkmann unter seinen Trümmern begraben. Aber es geschah nichts.

Als die Feldscheune fertig war, ging der Geißbauer auf Brautwerbung. Wohl wäre ihm manche Großbauerntür offengestanden, denn man wußte überall, wie er sich „gemacht" hatte. Aber er vermied die großen Bauernstuben und ging schnurstraks zu den Holzhäusern in die Oed, wo die Notnickel hausen, die das Waldgras mit der Sichel schneiden und auf den Schultern heimtragen müssen. Dort ist den Dirnlein das Rackern angeboren und das stete Raufen um das nackte Leben bei kärgster Kost. Dort gibt's die ganze Wochen nichts wie Wassersuppen und Erdäpfelsterz, in der Raine gedörrt.

Eine solche Oedhäuslerin holte sich der Geißbauer als Hochzeiterin, die Spinnspandl Kathl. Er tat es den Bauern zuleid und sich zulieb: eine solche Hauserin ersparte ihm drei Dirnen — das war ihm Heiratgut genug. Er selber schuftete auch für drei — was konnte da noch fehlen?

Tausende verlassene Menschen sterben ohne Christus, verzweifelt, verhetzt, verbittert! Tragt Christus zu ihnen durch Werben neuer Mitglieder für den Marianischen Missionsverein. Werbet für Christus in den Herzen der Menschen — und Christus wird nicht nachlassen, für euch zu werben. Betet, opfert, werbet für die Missionen der Oblatenmissionare.

Sie werkten ihre sechzig Tagwerk ohne fremde Kraft her, gönnten sich kaum das Nötigste zur Labung und an Sonntagen liefen sie auf Handelschaft aus, er unten aus zu den Hofbauern, sie oben aus zu den Oedhäuslern und Waldhirten. Die Goldstücke schwollen in der Truhe zu Hausen an. Welche Wonne, wenn ihre dürren Hände zur Feierweile darin wühlten.

Die Spinnspandl Kathl schenkte dem Geißbauer zwei Kinder, einen Buben und ein Dirnlein. Die taten sie gleich zu den Großeltern in die Oed, damit es keinen Aufenthalt in der Arbeit gäbe. Auch sollten die Sprößlinge bei Wassersuppen und Erdäpfelsterz aufwachsen, damit sie früh das Hausen lernten.

Dennoch riß es dem Geißbauern einmal das stolze Wort heraus: „Der Bub kriegt einmal den schönsten Hof im Dorf. Und für das Dirndl hab ich heute schon dreißigtausend Mark Heiratgut in der Truhe. Und der Zocher wird auch noch zeitig. Auf das freu ich mich noch — schier mehr wie auf die Seligkeit. Der hat mi nicht umsonst den Geißbauern genannt."

So kam der Krieg, und ein paar Wochen vorher ist der Zocher noch richtig zeitig geworden.

Der Geißbauer steigerte den stolzen Hof und zahlte ihn bar aus.

Der ganze Wald, die ganze Welt riß die Augen auf:

„Was, der Geißbauer, den Zocher?"

Nur die Eingeweihten wußten Bescheid: „Ja, ja, die Goldstückl, die schwimmen mit der Wassersuppen daher. Und auf dem Sterz ohne Salz und Schmalz wachsen die Kronentaler."

So traf ich den Geißbauer im Triumph vor dem Herrgott am Schwendhübel. Der Atem ging ihm in stolzen Zügen. Die Brust wogte. In den Augen brannte ein unheimliches Feuer. Die Schwurhand ballte sich: „Herrgott, jetzt hätten wir's. Jetzt ist der Geißbauer gerächt. Hab ich meinen Schwur etwa nicht brav gehalten? Jetzt bin ich der Herrnbauer und der andere ist der Geißbauer. Ha!"

In den Triumph des Geißbauern dröhnten die Kriegsfanfaren.

Neue Gewinnmöglichkeiten witternd kaufte er alles auf, was zum Essen war: Getreide, Mehl, Eier, Vieh.

Um verdoppelten Preis gab er es wieder ab an die Holzhauer und Hüttenleute in den Wäldern hinten, die sonst nichts zu leben hatten. Wer keine Goldstücke vorweisen konnte, für den hatte der Geißbauer nichts. Er wußte, was er wollte, mochten ihm viele auch fluchen.

Als dann nach dem Kriege in keinem Hause mehr ein Goldstück war, da wühlte der Geißbauer in einer ganzen Truhe voll. Stolz sprach er zu seinem Weibe: „Siehst, Kathl, soweit haben wir's schon gebracht. Dem Buben können wir zwei Höfe geben und dem Dirndl seinen Zehntausender Mark Heiratgut, lauter Goldstückl. Und uns bleibt auch noch ein hübscher Hausen. Jawohl, der Geißbauer macht sich."

Am gleichen Tage noch brachten ihm Nachbarn den Buben, seinen künftigen Hoferben, ins Haus, ohnmächtig, wie sie ihn auf dem Felde gefunden.

Die Aerzte kamen und schüttelten den Kopf. Keiner kannte, was dem Buben eigentlich fehlte. Nur die bösen Mäuler raunten sich zu: „Die ewige Wassersuppen hat ihn umgebracht. Der Geiz und die Goldstückl, die der Geißbauer in der Truhe birgt, sind sein Tod!"

Nach drei Tagen war der Bub eine Leiche. Der Geißbauer wollte und wollte es nicht glauben. Schreiend warf er sich über den Schragen, darauf sein stummer Erbe gebettet lag: „Bua, wach auf! Zwei Höfe warten

auf dich. Heute noch laß ich sie dir verschreiben, wenn du nur aufstehst!"

Aber der Tote rührte sich nimmer.

Nach dem Leichenbegängnisse traf ich den Geißbauern wieder beim Herrgott am Schwendhübel. Mit den Knien lag er im Letten, die Hände wühlten in Maulwurfshügeln. Wie ein geschlagener Hund winselte er kriechend um das Kreuz herum: „Ja, Herrgott, du bist ein später Zahler, aber ein guter. Jetzt hast du mir den Geißbauern gegeben. O weh!"

So lag und lauerte er eine gute Weile, als erwarte er eine Antwort von oben. Aber da keine kam, wischte er sich den Lehm von den Knien und wandte sich weg, wie unwillig, daß ihn der Herrgott keiner Anrede würdigte. „Na ja,, murmelte er vor sich hin, „der Geißbauer bin ich alleweil noch. Und der Zocher ist mir zeitig geworden, wie ich's geschworen hab'. Kriegt halt jetzt das Dirndl die zwei Höf' und die zehntausend Mark Heiratgut, lauter Goldstückl. Da kann sie sich die Wassersuppen gehörig aufschmalzen."

Vom Herrgott weg ging der Geißbauer ins Bräuhaus zu einem einsamen Leichentrunk. Am dritten Tage torkelte er heim. Den Herrgott am Schwendhübel umging er in weitem Bogen, ihm selber aber wichen die Leute aus wie einem vom Himmel gezeichneten. Sie wußten ja alle Bescheid: „Der Herrgott ist ein guter Zahler. Und sein ist die Rache."

Das Dirndl bekam die beiden Höfe und das viele Geld.

Der Geißbauer verzog sich in die Holzhäuser in der Oed. Er konnte den Anblick des Herrgotts am Schwendhübel nicht mehr aushalten. Das Dorf war ihm für immer verleidet.

Das Dirndel aber ging zum Zocher, welcher als Häuslmann ein kümmerliches Dasein fristete und freite um seinen Buben.

„Jetzt wird's recht," lobten die Leute die entschlossene Tat des Geißbauerndirndls, „jetzt ist der Herrgott noch einmal Zahler, aber im Guten. Dem alten Zocher hat die Lehre gewiß nicht geschadet, daß er seinen Hof verlor, aber warum solls der Junge büßen?"

Das ganze Dorf nahm freudigsten Anteil an der Hochzeit. Sogar der Geißbauer kroch aus der Oed herfür, und steckte sich den grünen Festbuschen an. Beim Mahle zog er den Zocher auf die Seiten und flüsterte ihm ins Ohr: „Die Jungen tun tausendmal gescheiter wie wir Alten. Ich mein, wir zwei sollten uns brav bedanken beim Herrgott am Schwendhübel, daß er diese Wendung noch gefügt hat. Oder nicht?"

Der Zocher nickte freudigstill, der Geißbauer aber schob den Hut ins Genick wie ein Junger, zum Zeichen, daß er wieder unter die Lebendigen gehörte, aber anders als früher. . .

- Die Dornenkrone -

Erzählung von Georg Eschenbach

Lebensgroß hängt ein Christus am Kreuz über dem Altar. Das Holz der hageren Glieder ist durch die Jahrhunderte tief gebräunt, und nur die goldene Dornenkrone leuchtet hell wie ein Glorienschein.

Der Frühlingswind streicht um die Kirche und jagt die Wolken. Die Letzten, die heute dort drinnen waren, um das Heilige Grab zu sehen, schlagen die Mantelkragen hoch. Der schwere Schlüssel knirscht hinter ihnen im Schloß. Die Schritte des Mesners hallen durch den hohen Raum. Das Licht erlischt. Dann fällt auch die Tür der Sakristei zu.

Die Kirche schläft. Der Wind singt ein Schlummerlied. Er treibt immer neue Wolken vor den Mond, als könnte dessen Licht die nächtliche Ruhe stören.

Plötzlich knackt trockenes Holz. Die Kirche schreckt aus dem Schlaf. Sie horcht in die wiedergekehrte Stille hinein. Füße schleichen. Hände tasten sich an Bänken entlang. Ein Mensch atmet unruhig.

Ein Mensch in der nächtlichen Kirche! Stumme Abwehr dringt von den Wänden auf ihn ein, wo in den Nischen und Seitenkapellen, unsichtbar für den Schleicher, Heiligenbilder stehen. Er glaubt, Augen schössen unsichtbare Strahlen nach ihm, über die er fallen muß, die sich ihm in den Rücken bohren: „Was suchst du hier?"

Dann klagt es plötzlich von irgendwoher. Schneidend ist der Ton, und in den Ohren schwillt er an, als wollte er den Kopf sprengen. Der Schleicher steht. Er klammert die Finger um eine Banklehne. „Esel", schilt er sich selbst. „Laß dich doch nicht vom Wind ins Bockshorn jagen, der um das Chor pfeift!"

Der Mann dort unten im Dunkel haßt die Menschen. Sie stießen ihn einer kleiner Schuld wegen aus ihrem Kreise und immer wieder und immer tiefer ins Elend hinein. Hier und da reichten wohl Hände zu ihm hinab, doch sie trugen Handschuhe, um sich nicht an ihm schmutzig zu machen, und ihre Wohltätigkeit sollte Gnade und Herablassung sein. Sie wandten sich ganz von ihm ab, weil er nicht die Dankbarkeit aufbringen konnte ,die sie von ihm verlangten.

Und dies ist nun das Ende! Er weiß, daß er nicht viel tiefer sinken kann, wenn er es erst zum Kirchenräuber gebracht hat. Wie schwer fällt aber doch der erste Gang! In Museen hat er sich zweimal einschließen lassen, ohne nur einen Augenblick von Skrupeln gequält zu werden, doch hier . . .

Ach, Unsinn! Weiter! Dort oben ist ja die goldene Dornenkrone. In Stücke zerschlagen und verkauft, enthebt sie für ein halbes Jahr aller weiteren Arbeit.

Er hat den breiten Mittelgang gefunden und kann sich nun leichter vorwärts tasten. Auch ist es ihm, als reichten die bohrenden Blicke aus den toten Augen der Heiligen nicht bis hierher. Wenn es nur nicht so finster wäre! Könnte der Mond nicht ein wenig scheinen, damit der Weg besser zu finden ist?

Doch hier müssen schon die Stufen beginnen, die zum Chor hinauf führen. Wieviel waren es, als er sie vorhin, vor Stunden im Hellen zählte? Fünf? Ja, es stimmte. Und nun noch ein paar Schritte nach rechts, um die Chorstühle in der Mitte herum.

Da hebt sich auch schon das Kreuz tiefschwarz und doch nur undeutlich vom fast ebenso dunklen Hintergrund der Apsis ab. Und nun fühlen seine Füße den weichen Teppich, der zum Altar hinauf führt. Er zögert. Noch einmal überfällt ihn dieses Gefühl der Unsicherheit, der Angst fast, das er doch sonst nicht kennt. Mit einem Fluch schüttelt er es ab.

Einen Augenblick später steht er auf dem leeren Altar. Das Triptychon ist groß, und seine Angeln halten mit Leichtigkeit das Zentnergewicht der schweren Schnitzereien, die es umrahmen. Vorsprünge bieten Fingern und Zehen Stützpünkte genug. Der Mann im Dunkeln hat während seiner Verbrecherlaufbahn schon schwierigere Klettereien ausgeführt.

So steht er auf dem breiten oberen Rand des Triptychons. Ein paar vorsichtige Schritte. Er spürt das Holz des Kreuzes, der Glieder.

Er zuckt zurück. Brannten ihm nicht die Finger, als er das Holz berührte? Nein! Nur die dummen Nerven spielen ihm noch solche Streiche. Doch sie werden sich auch an Kirchen gewöhnen müssen.

Die Hand tastet sich am Gekreuzigten hoch. Sie gleitet ihm über das Gesicht. Wie tief ziehen sich die Leidensfalten! muß der Dieb unwillkürlich denken. Dann fühlt er schon die Stirn, das kalte Metall der Dornenkrone.

Da flutet plötzlich fahles Licht durch die Kirche und taucht die Sandsteinwände der Apsis in silbernes Grau. Es glänzt matt auf der Dornenkrone, es liegt auf den schwarzroten Tropfen, die unter ihr hervorquellen und auf der Stirn erstarrt sind.

Es legt sich dem Schänder wie ein beengender metallener Reifen um die Brust. Doch die Hand greift wieder nach der Krone. Wie konnte er sich nur vom Mond erschrecken lassen! Um so besser, wenn der scheint und ihm hilft.

Doch plötzlich bleibt die Hand versteinert in der Luft. Die Augen starren das Furchtbare an, das dort unten neben der Tür zur Sakristei vor den hellen Sandsteinmauern steht: ein bleiches Gesicht unter langem Haar, der Leib in weißen Tüchern, die Hand erhoben.

Christus ist selbst gekommen! Auferstanden aus dem Heiligen Grab dort hinten in einer der Nebenkapellen! Gekommen, um seine Krone vor Verbrecherhänden zu schützen.

Ein Schrei gellt durch die Kirche. Starre Hände suchen einen Augenblick nach einem Halt. Dann schlägt ein Körper schwer auf den leeren Altar auf, fällt auf den Teppich, rollt die Stufen hinab und bleibt liegen.

An der Chormauer neben der Sakristeitür malt das Mondlicht noch für Sekunden die Umrisse des auferstehenden Christus dort im großen Kirchenfenster. Bleich, mild und ohne Schrecken. Dann versinkt die Kirche wieder in Dunkel. —

Am Morgen liegt ein Ohnmächtiger vor dem Altar. Die Decke verrät den Weg, den er ging. Das Auge des Gekreuzigten ruht auf ihm. Mild und verzeihend; denn als Christus starb, nahm er auch dieses Menschen Schuld auf sich.

Der Pfarrer sagt das, als er ein paar Monate später vor Gericht zeugen muß: „Christus hat ihm verziehen. Warum sollen da die Menschen unversöhnlich sein und ihn mit der ganzen Härte des Gesetzes strafen? Als er in jener Nacht ein Wunder geschehen ließ, wollte er nicht zuerst seine Dornenkrone retten, sondern einen Menschen."

Der Mann auf der Anklagbank weiß, daß für ihn ein neues Leben beginnt, wenn sich erst das Gefängnistor wieder vor ihm öffnet.

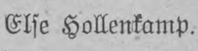
Und als sie durch den Dornwald ging

Zum Fest Mariä Heimsuchung

Und als sie durch den Dornwald ging,
der Dornenwald zu blüh'n anfing —
hatt' sieben Jahr kein Laub geschlagen —
weil sie Herr Jesum bracht' getragen,
sprang jeder Baum, sprang jedes Reis . .
Ave Maria, kyrie eleis.
Der ganze Wald voll Rosen hing,
als Sankt Maria durch ihn ging.

Und als die Fraue weiterzog,
ein Vögelein wohl mit ihr flog,
ein andres noch und viele mehr;
es schallt im Walde hin und her,
so herrlich laut, so fein und leis:
Ave Maria, kyrie eleis!
Ein weißes Täublein mit ihr flog
als unsere Frau durch Rosen zog.

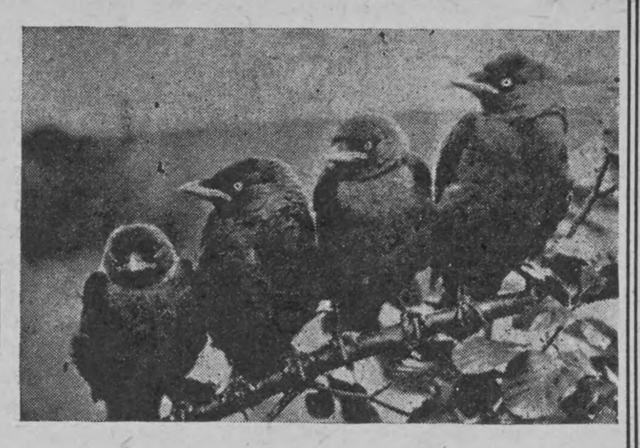
Und Rosenduft und Vogelsang
Madonnenwege weh'n entlang . . .
Die goldne Spur im Grase steht,
wohin die Mutter Gottes geht.
O bring' auch mir das Paradies!
Ave Maria, kyrie eleis!
O zieh' in meine Seele ein!
Es wird wohl auch ein Dornwald sein.



Des

Herrn Markus heilige Sorgen

vom Schriftleiter



15. Fortsetzung

Herr Manuel stand mit beiden Füßen und mit seinem ganzen Sinnen und Trachten immer dort, wo er das Rechte sah. Der Glaube der Fatimaleute an das Erscheinen der heiligen Jungfrau im Irenentale war ihm eine sehr gefährliche religiöse Verwirrung. Es mußte dem Volke unbedingt aus den Köpfen gehämmert werden. Die Kirche ist der allergrößte Feind unbewiesener Offenbarungen und Erscheinungen. In Fatima war nichts bewiesen, außer der Tatsache, daß das Volk mit jedem Tage aufgeregter wurde. Das Uebel wuchs, die Kirche schwieg, die Regierung aber lärmte. Sie war die einzige Macht, die die von Fatima ausgehenden Unruhen zu zähmen suchte. Wenn Herr Manuel auch die Gründe aus ganzem Herzen haßte, von denen die Regierung Portugals sich bewegen ließ, gegen den neuen Fatimaglauben anzukämpfen, die Hauptsache war doch, das etwas getan wurde. Und da war der Herr Manuel ganz mit dabei. Mit scharfen Messern mußte das Uebel sofort ausgeschnitten werden, damit die Kirchenlehre nicht wieder einmal vom Spott und vom Hohn der Welt besudelt werde.

Das zweite Uebel, das Herr Manuel durch seine große Anteilnahme an den Ereignissen von Fatima zu bändigen suchte, war die Gehässigkeit der Regierung gegen die Kirche. Vor aller Oeffentlichkeit, vor Staatsbehörde und vor dem Volke Portugals, wollte Herr Manuel die große und immer wieder gebrauchte Lüge vom mittelalterlichen Aberglauben der katholischen Kirche aufdecken. Wenn niemand es tat, dann war er, Manuel Sascao, entschlossen, den Mut, die Tatkraft und alle Opfer aufzubringen, die wissenschaftliche Weisheit und die strenge Logik der katholischen Glaubenslehre auf ein hohes Licht zu stellen. Die Ereignisse von Fatima gaben allerbeste Gelegenheit dazu. Das moderne Portugal, die Regierung, die Wissenschaft und die Zeitungen sollten wissen, daß katholische, kirchentreue Priester ihnen mutig und entschieden im Kampfe gegen den Aberglauben von Fatima zur Seite standen. Sie sollten auch die Gründe kennen lernen, ganz gewaltig sollten sie diese Gründe kennen lernen, die dem Priester Sascoa das Schwert des Streites für Wahrheit und Recht in die Hand drückten.

Nun war dem Herrn Manuel aber plötzlich ein böser Strich durch die Rechnung gemacht worden. Zwei böse Striche waren es eigentlich. Da war erstens die unangenehme Angelegenheit mit dem Bauern von Fatima, den der Herr Manuel geschlagen hatte und von dem er zurückgeschlagen wurde. Die erzbischöfliche Kanzlei von Lissabon wird ihn über diese Sache ausfragen. Bis jetzt hatte er noch keinen Brief aus Lissabon erhalten. Etwas muß aber kommen. Die kirchlichen Obrigkeiten nehmen so etwas nicht auf die leichte Schulter. Herr Manuel wird sich aber schon zu verteidigen wissen. Der Bauer, der ihn zu schlagen gewagt hatte, war exkommuniziert. So bestimmt das Kirchengesetz. Herr Manuelhatte im Sinn, diese Strafe verschärfern zu lassen. Wenn Lissabon die Sache stillschweigend zu übergehen suchte, dann wollte er selbst den Angriff übernehmen, um sein Recht und das ihm in Fatima angetane Unrecht ganz klar zu stellen.

Schlimmer als das war jedoch der Zeitungsartikel, in dem alles verdreht wurde, böswillig verdreht. Darüber wollte er heute mit dem Administrator von Ourem, mit d'Oliveira Santos, ein offenes Wort reden.

Herr Manuel schaute von der Seite auf Ludwig. Ludwig Futtini war fünf Jahre jünger als Herr Manuel. Er hatte gute Schule, ein sehr schnelles und klares Urteil, und stimmte in allem mit Herrn Manuel überein. Vor ihm konnte der Priester sich aussprechen. Und Herr Manuel tat es auch. Ludwig war ihm wirklich Freund. Ihm konnte er vertrauen, und ihn benutzte er auch als Mittelmann zwischen sich und der Regierung. Er selbst durfte es nicht wagen, als Priester zu oft in den Amts-

zimmern einer Staatsverwaltung gesehen zu werden, die mit allen ihr gegebenen Mitteln Religion und Christentum zu zerstören suchte. Und doch waren, um sein Fatimastreiten zum siegreichen Ende zu führen, Beziehungen mit den einzelnen Regierungsbeamten notwendig. Diese Beziehungen zwischen dem Priester Manuel und der priesterfeindlichen Regierung Portugals besorgte Ludwig Futtini.

„Ein rechter Mann, der Ludwig", dachte Herr Manuel bei sich, „wenn nur diese Sache zwischen ihm und der Rosa nicht wäre."

Ja, diese Sache zwischen Ludwig und Rosa. Da hatte Herr Manuel etwas auf seinem Gewissen, das ihm trotz all' seiner Gründe, die er sich selbst einzureden suchte, nicht ganz paßte.

Herr Manuel und Ludwig fuhren in das Städtchen Ourem ein und hielten vor dem Hause des Administrators.

„So, da sind wir", ließ Ludwig sich hören. „Seien Sie nur vorsichtig, Herr Manuel. Wir brauchen den Administrator, das wissen Sie. Ist der Rosa einmal das Kind genommen, dann werden auch wir scharf mit ihm werden können."

Finster schaute Herr Manuel auf seinen jungen Freund.

„Wir haben große Sachen zu regeln, Ludwig. Und wir sind nur zwei, du und ich. Kein Bischof, kein Priester und keine Behörde wird uns helfen zu erreichen, was wir erreichen wollen. „Seid listig wie die Schlangen", steht in der Bibel geschrieben. Und dieses Wort werde ich heute anwenden. Alle erlaubten Mittel werde ich anwenden, dessen kannst du sicher sein, Ludwig. Ich werde schon wissen, was ich zu sagen habe."

Herr Manuel und Ludwig schritten ins Haus des d'Oliveira. Das Dienstmädchen meldete, der Herr Administrator sei wohl zu Hause, habe aber gerade Besuch. Herr Manuel meinte, sie solle ruhig ins Amtszimmer gehen und dem Administrator sagen, wer da sei.

Zwei Minuten später erschien d'Oliveira. Mit größter Freundlichkeit schüttelte er des Priesters und auch Ludwigs Hand.

„Kommen Sie, wir besprechen gerade Sachen, die Sie ganz gewiß interessieren werden", sprach er höflich. Er nahm den Herrn Manuel unter den Arm und führte ihn in seine Amtsstube. Ludwig folgte.

„Sie kennen Herrn Jose do Vale doch?", fragte d'Oliveira, mit zuvorkommender Handbewegung auf einen starkgebauten Mann mit hochrotem Gesicht deutend, der bequem in einen Korbstuhl gelehnt, neben d'Oliveiras Schreibtisch saß.

Ob Herr Manuel ihn kannte! Jose do Vale war Schriftleiter der Tageszeitung des Distriktes Ourem. Ein Priesterhasser ganz besonderer Art. Rot war sein Gesicht, und anarchistisch rot sein Blatt.

Jose do Vale erhob sich:

„Es wurde mir erzählt, Sie seien in den Sachen Fatimas ganz auf unserer Seite", begrüßte er den Priester.

„Dessen bin ich nicht ganz sicher", entgegnete Herr Manuel scharf. „Was Ihre Zeitungen da an Lügen über mich aufbringen, zeugt ganz bestimmt nicht davon, daß Sie und Ihre Leute meine Ansichten achten."

„Ich weiß was Sie meinen", unterbrach d'Oliveira den Herrn Manuel, „setzen Sie sich bitte. Die ganze Geschichte ist ein böser Irrtum, der mir sehr leid tut."

Herr Manuel ließ sich auf einen Stuhl nieder. Auch Ludwig und der Administrator setzten sich.

„Wer hat diese Geschichte erfunden?", fragte Herr Manuel, auf d'Oliveira und auf Jose do Valos schauend.

„Es wird heutzutage so viel über Fatima geredet, und so verwirrtes Zeug, daß sich niemand wundern sollte, wenn sich einmal hier oder da ein kleiner Fehler in die Zeitungsspalten hineinschleicht", sprach d'Oliveira.

„Ein kleiner Fehler? Einen kleinen Fehler nennen Sie das? Wissen Sie, in welch' peinliche Lage mich dieser Zeitungsartikel versetzt hat? Wenn das nicht sofort widerrufen wird, komme ich in größte Schwierigkeiten. Meine Obrigkeit in Lissabon wird wissen wollen, was in Fatima los war. Man wird mich fragen, warum gerade ich dem Mädchen das Kind fortnehmen wollte. Und die erlogene Predigt, die mir die Zeitung . . . "

„Und warum wollten gerade Sie das Kind aus Fatima holen, und warum haben gerade Sie darauf gedrungen, daß man dem jungen Mädchen das Kind fortnehme?", fragte d'Oliveira. Er hatte sich weit über seinen Schreibtisch gebeugt und schaute dem Priester scharf in die Augen.

Herr Manuel erbleichte.

„Hören Sie", sprach d'Oliveira weiter, „bleiben wir einmal ganz klar bei der Sache. Wir wissen, wer der Vater des Kindes ist. Sie kennen doch den alten Herrn Pedro Lisboa? Er wohnt in Ihrer Gemeinde. Herr Futtini hier", der Administrator deutete mit kurzer Kopfbewegung auf Ludwig, „ist sein Neffe. Pedro Lisboa hat uns die Geschichte erzählt. Falls Herr Futtini die Rosa von Fatima nicht heiratet, will der alte Herr von seinem Neffen nichts mehr wissen. Pedro Lisboa hat aber Geld. Und er ist alt, nicht wahr, Herr Futtini?"

Der Administrator wandte sich an Ludwig.

„Falls Sie nicht heiraten, werden Sie auch nichts erben. Sie wollen aber scheinbar das Mädchen nicht. Wir wissen hier in Ourem ganz genau, Herr Futtini, daß Sie nicht wie die Priester leben, daß Sie sogar sehr gern mit Mädchen ausgehen, während Sie in Fatima ein Mädchen sitzen haben, die die Mutter Ihres Kindes ist. Meinen Sie, wir seien erst gestern geboren und verständen nicht, was für Pläne Sie schmieden? Sie wollen den alten Herrn überzeugen, das Mädchen sei Ihrer nicht wert. Sie sei so schlecht, daß selbst die Regierung einschreiten müsse. Nimmt man ihr das Kind, und zwar mit der Begründung, daß sie es ihres Charakters und ihres Leichtsinnes wegen nicht erziehen kann, ließe sich der alte Onkel vielleicht doch umstimmen. Stimmt das nicht?"

Herr Manuel war aufgesprungen:

„Ich bin gekommen, um Mißverständnisse auf

freundlichem Wege zu regeln. Diese neuen Lügen verbiete ich mir."

„Lügen?", fragte d'Oliveira erstaunt, „fragen Sie Ihren jungen Freund doch einmal. Uebrigens sollten Sie die Sache doch kennen. Sie haben doch darauf gedrungen, dem Herrn Futtini eine amtliche Bestätigung auszustellen, die ihm das Recht gibt, das Kind an sich zu nehmen."

„Das habe ich getan, und ich würde es sofort wiedertun, wenn es sein müßte", entgegnete Herr Manuel streng. „Daß eine Heirat zwischen Herrn Futtini und dem Mädchen ein Unglück wäre, davon sind Sie genau so wohl überzeugt wie ich. Das Mädchen hat kein Verantwortungsgefühl. Es hat dem Pfarrer von Fatima und mir das Kind vor die Füße geworfen, und hat sich nachher, wer weiß wo, im Lande herumgetrieben. Niemand kann Herrn Futtini zwingen. sich mit so einem unberechenbaren Menschen zu verehelichen. Ja, es ist wahr, ich habe darauf gedrungen, daß man der Rosa das Kind nähme. Wir wollten es in einem von katholischen Schwestern geleiteten Waisenhause unterbringen, bis Herr Futtini es zu sich nehmen kann. Wir rechneten sogar damit, daß seine Mutter das Kind nehmen werde."

„So so", meinte d'Oliveira mit leisem Spott. Er schaute auf seine Finger, mit den er spielte.

„Herr Futtinis Mutter wollte also das Kind an sich nehmen. Wer wird Ihnen das glauben, Herr Sascao, wenn das Kind einmal im Waisenhause ist? Sind Sie wirklich nicht mit im Spiel? In Herrn Futtinis Spiel, seinen alten Onkel tüchtig ums Ohr zu hauen?"

Herr Manuel wußte aus lauter Empörung kein Wort zu sagen. Mit flammenden Augen wandte er sich an Ludwig:

„Ludwig, was hast du zu sagen?"

Lurwig schaute verlegen vor sich hin. Dann meinte er halblaut:

„Meine Mutter wird das Kind nehmen. Sie wird es behalten, bis ich mein eigenes Heim habe."

„Ich will mich garnicht in Ihre Pläne einmischen, Herr Sascao", sprach d'Oliveira weiter. „In derartigen Privatangelegenheiten kann ich schon beide Augen zudrücken. Sie werden Ihre Augen aber auch zudrücken müssen, wenn uns einmal ein Fehler unterläuft."

„Herr Administrator, was Sie da sagen, ist direkt beleidigend. Ich handle nach Recht und Sittlichkeit. Auch in Sachen des Kindes. Der Zeitungsartikel jedoch ist stärkste Verläumdung, die meinem Rufe schadet und die mich in Schwierigkeiten mit meiner Obrigkeit bringen wird."

„Ihre Obrigkeit ist nicht unsere Obrigkeit", mischte sich da Jose do Vale ins Gespräch. „Ich erkenne sie überhaupt garnicht an, darum ist es mir ganz gleich, was die Ihnen sagen wird oder was sie unternehmen wird."

„Nicht so scharf", lächelte d'Oliveira zu seinem Besucher hinüber. „Wir werden zusehen, was sich machen läßt, Herr Sascao. Sie haben meine amtliche Bestätigung. Gehen Sie, holen Sie sich das Kind. Ich schulde Ihnen diesen Dienst."

„Was nützt uns Ihre schriftliche Vollmacht", knurrte Ludwig. „Wir haben sie, und konnten das Kind doch nicht bekommen. Schicken Sie ein paar Polizisten hin. Die werden mir das Kind schon bringen."

D'Oliveira lächelte wiederum:

„Das ist alles, was ich für Sie tun kann. Ich will in keine unnötige Schwierigkeiten mit den Bauern von Fatima kommen. Sie haben meine Bevollmächtigung, Sie werden sich auch selbst das Kind holen müssen."

Herr Manuel saß mit finsterem Gesichte auf seinem Stuhle. Der Administrator betrachtete ihn eine Weile, dann sagte er:

„Machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Sascao, ich werde schon zusehen, daß die Ehre Ihres Namens wiederhergestellt wird. Die Fatimaschwierigkeiten wachsen einem über den Kopf, und wir brauchen jede Kraft und jedes Talent, Herr darüber zu werden. Ihre Hilfe nehmen wir mit Freuden entgegen. Sie dürfen auch wissen, daß Herr Jose do Vale am nächsten Sonntag eine öffentliche Protestversammlung in Fatima abhalten wird. Wir erwarten viel Volk, darum wird die Versammlung im Freien abgehalten werden. Und da wir auch alle Bauern Fatimas dabei haben möchten, werden wir die Versammlung für Sonntag Vormittag einberufen."

„Für Sonntag Vormittag? Herr Administrator, das geht doch nicht. Um diese Zeit sind die Bauern doch in der Kirche", furchte Herr Manuel die Stirn.

„Wir werden sie schon aus der Kirche herausbekommen", sprach Jose do Vale mit drohender Stimme.

Herr Manuel erhob sich:

„Ich sehe, Herr Administrator, daß wir heute zu keiner Uebereinstimmung kommen können. Möchte Sie noch einmal daran erinnern, das mir zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Die Vormittagversammlung in Fatima ist meiner Ansicht nach verfehlt. Kein Katholik wird an so einer öffentlichen Versammlung während des Gottesdienstes Gefallen finden. Man wird sogar Anstoß daran nehmen, genau so wie ich Anstoß daran nehmen muß. Ich werde mich jetzt verabschieden. Hoffe, daß Sie meinen guten Willen anerkennen und danach handeln. Auf Wiedersehn!"

„Einen Augenblick, Herr Sascao", rief d'Oliveira dem in der Tür stehenden Priester zu, „das Datum und die Zeit der Versammlung behalten Sie für sich. Ich habe Ihnen unser Vorhaben im Vertrauen mitgeteilt. Vergessen Sie bitte nicht, im Vertrauen, und auch in der Hoffnung, daß Sie uns darin unterstützen. Sie können ja in Ihrer Kirche darüber zu Ihren Leuten reden. Sehen Sie nur zu, daß Ihre Gemeinde stark vertreten ist."

„Sie können gewiß sein, daß ich das nicht tun werde", entgegnete Herr Manuel schroff.

„Merken Sie sich, Herr Sascao, was ich Ihnen gesagt habe", fuhr d'Oliveira lächelnd weiter, „es ist eine Vertrauenssache. Sollten Sie sich, sagen wir einmal, versprechen und den Pfarrer von Fatima warnen, dann könnte es geschehen, daß unsere Zeitung wieder einmal einen kleinen Irrtum begeht. Und das wäre schlimm, wissen Sie. Was würde die Oeffentlichkeit wohl sagen, wenn die Geschichte mit dem Kinde ans Tageslicht käme?"

Herr Markus schlug die Tür hinter sich zu. Zwei Sekunden später riß er sie wieder auf und rief:

„Ludwig, komm!"

Ludwig erhob sich und folgte dem Priester. D'Oliveira rief ihm noch nach: „Kommen Sie uns recht bald wieder besuchen. Vielleicht können wir Ihnen erfolgreicher helfen als Herr Sascao."

„Da haben wir also die Leute von der Regierung", sprach Herr Manuel, als Ludwig mit ihm neben der Kutsche stand. „Trauen kann man ihnen nicht. Ich werde aber noch mit ihnen fertig werden."

Ludwig antwortete darauf mit keinem Worte. Herr Manuel stieg zum Wagen hinauf.

„Ich bin in einer bösen Klemme, Ludwig", sprach er, „wir werden gut überlegen müssen, was jetzt zu tun ist."

Ludwig stand immer noch neben der Kutsche.

„Komm, wir fahren", rief Herr Manuel ungeduldig.

„Ich bleibe hier, Herr Manuel," meinte Ludwig, „ich werde nach Fatima gehen. Vielleicht wird mir die Rosa das Kind im Guten geben, wenn ich mit ihr rede."

Herr Manuel begann zu kochen:

„Du kommst jetzt mit, Ludwig. Das Kind werden wir schon bekommen. Vorläufig haben wir wichtigere Dinge zu erledigen."

„Was für Dinge denn?", fragte Ludwig.

Da sprang Herr Manuel vom Wagen herunter, ergriff Ludwigs Arm und rüttelte den jungen Mann:

„Hast du denn nicht gehört, was man mir da versprochen hat? Verstehst du denn wirklich nicht, in welche Ecke man mich deines Kindes wegen getrieben hat?"

Ludwig schaute verlegen auf die Spitzen seiner Schuhe. Etwas unsicher war seine Stimme, als er sprach:

„Die Regierung ist stärker als wir. Es hat keinen Zweck, sich mit dem d'Oliveira zu verfeinden. Ich will das Kind, weiter will ich nichts."

Des Herrn Manuels Züge wurden stahlhart:

„Ludwig, ich habe sehr viel aufs Spiel gesetzt, als ich den Administrator um die Bevollmächtigung bat, der Rosa das Kind fortnehmen zu dürfen. Das sehe ich erst jetzt. Ich habe es aber getan, weil ich Dir einen Gefallen tun wollte und weil ich dir traue. Ich muß mich jetzt verteidigen. Wir beide fahren jetzt sofort nach Hause. Ich werde heute noch mit deiner Mutter sprechen. Von ihr selbst will ich vor Zeugen hören, daß sie das Kind in Obhut nehmen wird. Diese vor Zeugen gemachte Aussage wird sofort in allen Zeitungen veröffentlicht. Ich muß dem d'Oliveira zuvorkommen."

Ludwig fuhr auf:

„Warten Sie noch eine Weile, Herr Manuel. Lassen Sie mich erst noch einmal versuchen, das Kind zu bekommen. Reden Sie heute noch nicht mit meiner Mutter. Ich werde morgen wieder da sein. Hoffentlich mit dem Kinde . Aber warten Sie, bis ich zurückkomme."

Herr Manuel schaute dem jungen Manne finster in die Augen. Dann schwang er sich mit fliegender Soutane auf den Wagen und fuhr davon. Er trieb die Pferde gewaltig an.

Ludwig schaute ihm nach. Langsam kehrte er sich um. Drüben, auf der anderen Seite der Straße, war eine Weinstube. Langsam schritt Ludwig auf sie zu.

Eine Stunde später sah man Ludwig mit zwei anderen Männern von Ourem nach Fatima fahren. Er wagte es nicht, sich allein in der Umgegend Fatimas zu zeigen. Nicht einmal in Begleitung seiner zwei Freunde wagte er es, zu nahe an das Städtchen heranzukommen. Von dem Olivenbaumhain bis nach Aljustrel, dem Vorstädtchen Fatimas, bei dem die Männer die Pferde anhielten und ausstiegen, war es ein Weg von zehn Minuten. Ludwig blieb beim Wagen, während seine zwei Freunde sich auf den Weg nach Fatima machten.

Rosa kam gerade über die Straße gegangen, als sie zwei Männer vor ihrem Hause stehen sah.

„Bist du die Rosa?", fragte einer. Das Mädchen nickte bejahend.

„Hier ist ein Brief für dich. Du hast eine Stunde Zeit, mit dem zu reden, der uns zu dich geschickt hat. Drinnen steht geschrieben, wo du ihn finden kannst. Wir gehen ins Wirtshaus. Du kannst allein mit ihm sein."

Bevor Rosa ihrer Verwunderung Ausdruck geben konnte, waren die Männer fort. Das Brieflein war in ihrer Hand. Ein bitteres Ahnen stieg in ihr auf, und sie fühlte, wie ihr das Herz pochte und wie die Muskeln ihres Gesichtes zuckten. Es dauerte ziemlich lange, bis sie sich entschloß, den Briefumschlag zu öffnen. Auf dem Stücklein Papier, das sie dem Briefumschlag entnahm, las sie:

„Rosa, ich muß Dich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen. Komm sofort. Gehe den Feldweg entlang, der von Aljustrel nach Valinhos führt, dort wirst Du mich finden. Komme bestimmt. Ich habe vieles gelernt, glaube mir das. Du wirst Dich freuen, wenn Du hörst, was ich Dir zu sagen habe. Ludwig."

Fassungslos starrte das Mädchen auf diese Zeilen. Plötzlich raffte es sich auf und rannte ins Haus. Dort, vor ihrem Bett, sank sie in die Knie, vergrub ihr Gesicht in den Decken, und weinte. Sie wollte nicht gehen, und doch zog es sie zum Ludwig hin. Sie traute ihm nicht, und doch — die Liebe glaubt! Sie glaubt alles! Sie fühlte das bittere Weh, das Ludwig ihr angetan, und doch — wie gern wollte sie verzeihen! Wie gern!

„Heilige Jungfrau von Fatima, hilf mir!", betete das Mädchen in seiner großen Not.

Ruckartig sprang Rosa auf. Ihre Augen waren weit geöffnet, und es strahlte aus ihnen, scharf und weich. Sie riß ein Kopftuch vom Nagel, warf es sich über das Haar, und rannte davon.

Von weitem schon sah sie Ludwig unter den Bäumen stehen. Er kam ihr entgegen, und Rosa flog ihm in die Arme. Sie küßte ihn und ließ sich von ihm küssen. Es war ihr so wohl, daß er sie fest umschlungen hielt. O, wollte er sie doch niemals loslassen.

„Rosa", flüsterte Ludwig nach einer Weile, „Rosa, schau mir in die Augen."

Das Mädchen blickte auf.

Rosa", sprach Ludwig weiter mit warmer Stimme,

„Rosa", sprach Ludwig mit warmer Stimme weiter,

„alles wird wieder gut werden. Ich habe einen Plan, der dich glücklich machen wird.“

Das Mädchen schmiegte sich an Ludwig.

„Rosa, ich habe dir viel Unrecht angetan. Ich will alles wieder gutmachen. Heute kann ich noch nicht alles tun, was ich so gerne tun möchte. Ich werde dir aber meinen guten Willen beweisen. Gib mir das Kind. Ich werde es dir abnehmen. Ich werde es meiner Mutter geben, bis wir zusammen sind. Du hast dann keine Sorgen, keine Auslagen, Rosa. Für alles werde ich sorgen.“

„Das Kind?“, fragte Rosa, sich den Armen Ludwigs entziehend, „wann willst du es denn?“

„Jetzt sofort, Rosa. Hole es, ich nehme es gleich mit.“

Rosa erbleichte. Sie trat zwei Schritte von Ludwig fort. Kalte Schauer ginger ihr über den Rücken und eine große, unerklärliche Angst würgte sie.

„Ludwig, warum willst du das Kind?“, fragte sie stockend.

„Um es dir leichter zu machen, Rosa.“

Das Mädchen wich noch weiter zurück.

„Ludwig“, schrie sie auf, „was willst du mit dem Kinde? Warum bist du so hinter dem Kinde her? Willst du mich nicht mit dem Kinde?“

Ludwig trat auf Rosa zu. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und sprach schmeichelnd:

„Habe doch keine Angst, Mädchen, ich will euch beide. Geh, hole das Kind, ich habe es heute eilig. Ich muß gleich wieder fort.“

Er neigte seinen Mund dem Mädchen zu. Da riß sich Rosa zum zweiten Male los und rief jammernd:

„Ludwig, sage mir, was du mit dem Kinde willst, Deine Hände sind so kalt. Du bist so eigenartig. Was willst du mit dem Kinde?“

„Nimm doch Vernunft an, Rosa“, sprach Ludwig, ungeduldig werdend. „Ich will dir doch helfen. Kannst du das wirklich nicht einsehen?“

„Nein, Ludwig, das kann ich nicht einsehen.“ Rosas Stimme hatte sich geändert, als sie diese Worte sprach. Schneeweiß war sie im Gesicht. Aus demselben Gesichte sprach aber auch ein Ernst, dessen Entschlossenheit Unruhe über Ludwig brachte.

„Mädel, sei jetzt gescheit. Hole das Kind. Ich kann hier doch nicht den ganzen Nachmittag stehen um dir zu beweisen, daß ich nur das Beste für dich will?“

„Das Kind bleibt bei mir“, entgegnete Rosa endgültig. Ihre Lippen zitterten leise.

Da ergriff Ludwig das Mädchen. Er krallte seine Hände in ihre Schultern, rüttelte sie roh und schrie:

„Jetzt holst du das Kind. Es ist meins genau so wie deins. Hole es, sonst werde ich böse!“

Rose kreischte auf.

Da stand plötzlich Jose neben den beiden. Er hatte seiner Büßerkleidung ein anderes Zeichen der Frömmigkeit zugefügt. Am Strick, den er um seinen Leib gebunden hatte, hing ein langer Rosenkranz. Ganz wie bei den Franziskanern.

„Bruder, tu dem Mädchen nichts zuleide“, sprach er sanft.

Ludwig schaute auf den Vagabunden.

„Mach' daß du fortkommst“, brüllte er dem Landstreicher ins Gesicht.

„Tu dem Mädchen nichts zuleide“, sprach Jose noch einmal mit sanfter Stimme.

Ludwig schaute sich wild um. Er hielt immer noch Rosas Schultern umkrallt. In weiter Ferne sah er ein Fuhrwerk daherkommen. Auf der anderen Seite waren aber auch die zwei Männer zu sehen, die mit ihm nach Fatima gekommen. Sie waren auf dem Rückwege.

Jetzt wußte sich Ludwig nicht mehr allein mit dem Landstreicher. Er stieß Rosa von sich, sprang auf Jose zu und schlug ihm ins Gesicht. Jose rührte sich nicht.

„Wenn dich jemand auf die linke Wange schlägt, reiche ihm auch die rechte hin“, sprach er, Ludwig in die Augen schauend. „Da, schlag zu“, meinte er, dem Ludwig seine zweite Wange hinreichend.

Ludwig schlug dem Vagabunden noch einmal ins Gesicht.

Zur selben Zeit waren auch Ludwigs Freunde da. Sie hatten von weitem gesehen, was vor sich ging. Hilfsreich waren sie dahergerannt. Nun umstanden sie mit geballten Fäusten den Landstreicher. Jose zuckte nicht. Nur sein linkes Auge kniff sich den Bruchteil einer Sekunde zusammen. Sein Mund behielt das milde Lächeln.

Rosa stand am Straßenrand. Beide Hände auf ihre Wangen gepreßt, schaute sie in furchtbarer Angst auf die Männer.

Jose trat vorsichtig zwei Schritte zurück.

„Man soll mit seinen Händen nichts Ungutes tun. Man soll damit nicht schlagen“, belehrte er still. „Mit den Händen sollen wir beten und dem Herrgott für das tägliche Brot danken.“

„Du Luder, ich zerbreche dir die Knochen“, schrie einer der Freunde Ludwigs. Er sprang auf den Landstreicher zu. Jose war im Augenblick am Straßenrande, wo er mit beiden Händen nach einem mächtigen Felsstein griff. Beide Beine mächtig spreizend, riß er den Stein hoch und stemmte ihn über seinen Kopf. Die Arme erzitterten unter der großen Last. Hochrot wurde Jose's Gesicht, Adern und Augen quollen auf.

Jose's Angreifer sprang erschrocken zurück. Diese Stärke hätte er den Armen des Landstreichers nicht zugetraut. Jose aber sprach schnaubend:

„Nichts Böses soll der Mensch mit seinen Händen tun. Ich werde auch nichts Böses mit meinen Händen tun, obwohl ich euch alle drei so in die Lüfte werfen könnte wie diesen Stein.“

Er warf den Felsstein von sich, rückte sich seinen Büßerstrick zurecht, und trat an Ludwig heran.

„Nichts Böses werde ich mit meinen Händen tun“, wiederholte er noch einmal. „Strafe verdienst du aber doch. Ich weiß schon lange, wer die Rosa unglücklich gemacht hat. Ich weiß auch, daß du gegen die heilige Gottesmutter bist, die im Irenentale den Kindern erscheint. Ich habe alles erfahren. Und das verdient Strafe. Früher hat der liebe Herrgott Schwefel und Feuer geschickt, um die Menschen zu bestrafen, mein Freund. Heu-

te strafen sich die Menschen selber. Und du hast Strafe verdient."

Mit plötzlichem Ruck senkte Jose seinen schweren Schädel und rannte, wie ein zustoßender Stier, dem Ludwig in die Magengrube. Ludwig fiel in seiner ganzen Länge auf den Boden.

Jose fuhr sich mit der Hand über seinen glattgeschorenen Kopf.

„Das ist eine Strafe, und das ist eine Lehre, die ihr euch mit nach Hause nehmen könnt", sprach er, auf Ludwigs Freunde schauend. Die wagten sich nicht an Jose heran. Das Fuhrwerk war nämlich inzwischen herangekommen. Vier Fatimamänner saßen dort im Wagen, die fragend auf Jose, auf Rosa und auf die Leute von Ourem schauten. Jose's Heldentat hatten sie gesehen.

„Was gibt es denn hier?", fragte einer.

„Die Strafe Gottes für Banditen, die die heilige Gottesmutter vom Irenental belästigen", sprach Jose mit ruhiger Stimme. Er griff nach seinem Rosenkranz und schaute auf den vor ihm liegenden Ludwig.

„Hast du den etwa kaputt gemacht?", fragte einer der Fatimabauern.

„Dem ist Gott gnädig. Der schnauft noch", antwortete Jose. Er trat an Rosa heran: „Komm, Mädel, ich nehme dich nach Hause."

Die Fatimabauern stiegen von ihrem Wagen herab und schauten prüfend auf Ludwig.

„Was wollt ihr hier?", fragten sie die Ouremmänner.

„Das geht Euch nichts an", knurrte einer der Freunde Ludwigs.

„So?", brüllte der Fatimabauer auf, „das geht uns nichts an?" Er warf sich auf seinen Geggner, und die drei anderen Fatimabauern halfen mit. Sie hieben, was das Zeug hielt.

Jose, der mit Rosa der Stadt zuschritt, drehte sich um. Als er sah, wie munter die Fatimabauern auf Ludwigs Freunde eindroschen, ließ er das Mädchen stehen und kam zurück.

„Brüder, vorsichtig! Brüder, vorsichtig!", mahnte er. „Schlagt nicht immer auf eine Seite. Man soll nichts Unrechtes mit seinen Händen tun. Bleibt gerecht in eurem gerechten Strafen."

Die Bauern hielten inne. Zwei von ihnen rissen Ludwig vom Boden und trugen ihn zu seinem Gespann hinüber. Sie warfen ihn auf den Sitz. Ohne sich nach den zwei anderen umzuwenden, bestiegen sie ihren eigenen Wagen.

„Du kannst mitfahren, Jose, du hast dir ein gutes Glas Wein verdient."

„Führet mich nicht in Versuchung, Brüder", rief Jose, nach seinem Büßerstrick greifend. „Ich will nicht mehr sündigen. Ich muß büßen. Das Weintrinken steht einem Büßer nicht."

Lachend fuhren die Bauern davon.

Jose ging zur Rosa zurück und führte das weinende Mädchen nach Hause.

XI.

Es war Freitag Abend, als Jose an die Tür des Pfarrhauses von Fatima klopfte. Herr Markus selbst öffnete.

„Was gibt es denn?", fragte er. Jose senkte die Augen. An Herrn Markus Stimme merkte er, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Was gibt es?", fragte Herr Markus noch einmal streng.

„Herr Pfarrer, haben Sie von der Versammlung gehört, die am Sonntag hier neben der Kirche während des Hochamtes stattfinden soll?"

„Ja, das habe ich gehört. Wir haben noch gute Leute hier, die mich vor allem Bösen bewahren. Gute Leute, Jose, nicht solche, wie du."

Jose glaubte, das Herz wolle ihm stehen bleiben.

„Warum bin ich denn schlecht, Herr Pfarrer? Ich tue jetzt doch Buße?"

„Du tust Buße?", grollte Herr Markus, „und gestern hast du dich wieder mit Leuten von Ourem rumgeschlagen? Haben wir nicht bereits des Aergers genug?"

„Der Ludwig hat die Rosa angegriffen, und ich habe sie und mich verteidigt, Herr Pfarrer. Weiter nichts habe ich getan als nur die Rosa und mich verteidigt."

„Was hast du getan?", rief Herr Markus, „der Ludwig war hier? Und die Rosa war mit ihm? Erfahre ich denn niemals, was in meiner eigenen Gemeinde vorgeht?"

„Der Ludwig hat die Rosa ins Feld gerufen. Er wollte das Kind haben."

„Jose, wehe dir, wenn du lügst", rief Herr Markus. Er rannte ins Haus zurück, holte Hut und Stock, und lief in die Stadt. Nichts, kein Wort hatte er von diesem gestrigen Ereignis gehört. Man hatte ihm nur heute Nachmittag erzählt, daß Jose und vier andere Fatimamänner ein paar Leute von Ourem verhauen hätten.

Herr Markus kam atemlos im Rosahause an.

„Rosa, was war gestern los?", polterte er.

Das Mädchen blieb ganz ruhig.

„Setzen Sie sich, Herr Pfarrer. Ich wollte morgen zu Ihnen kommen, um Ihnen alles zu erzählen. Gestern und heute war ich zu aufgeregt. Das ist jetzt aber vorbei."

Rosa setzte sich auf einen Stuhl neben dem Küchentisch. Ihre Mutter stand am Fenster. Sie weinte. Rosa erzählte dem gespannt lauschenden Pfarrer, was sich zugetragen hatte.

„Jetzt weiß ich bestimmt, daß er mich nicht will, Herr Pfarrer", endete sie mit kühler Stimme. „Ich weiß nur nicht, was er mit dem Kinde will. Er wird es aber nicht bekommen. Höchstens, daß er mich erschlägt."

„So darfst du nicht reden, Kind", ermahnte Herr Markus. „Warum der Ludwig so verbissen auf den Knaben ist, weiß ich nicht. Jetzt werde ich aber immer verdächtiger. Ich fahre nächste Woche mit Herrn Faustino und mit Herrn Cruz den Herrn Manuel besuchen. Von ihm werde ich wohl erfahren, was hinter der ganzen Sache steckt."

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ The Catholic Family Monthly ★ ★ ★

THE SUBLIME DUTY

Vol. XVI JULY 1948 No. 10

"Lives of great men all remind us, we can make our lives sublime . . ." This familiar quotation brings to mind a "great man" whose sublime life is, at present, a subject of scrutiny in the process of canonization, and for whom the month of the Holy Rosary had a special appeal — Bishop De Mazenod, Founder of the Oblates of Mary Immaculate. The Virgin Mary inspired him in his early youth with such deep love, such boundless confidence, that she became his Queen, his inspiration, the pivotal factor of all the sublime undertakings of his later life. His chief boyhood devotion was the recitation of the Office of the Blessed Virgin, accompanied by Saturday penances and sacrifices. As priest and Founder he dedicated his sons to Mary Immaculate, requiring of them unswerving devotion to the Queen of Heaven. As Bishop, he preached the glories of Mary throughout France, restoring her many shrines and erecting new ones, such as the splendid basilica of Notre Dame de la Garde in Marseille. He brought to bear all his episcopal authority on the pronouncement of the definition of the dogma of the Immaculate Conception for the glory of the Mother of God. Today, countless favors are attributed to Bishop De Mazenod's intercession with Mary Immaculate.

But the most significant achievement of this great Bishop and lover of Mary Immaculate was the formation of his missionaries whom he sent far and wide, from the North Pole to South Africa, for the salvation of souls. In her name, these intrepid, heroic men minister to all races in the most inaccessible and difficult missions, making their lives sublime by winning souls to Christ. Yet the question arises, why is there such lack of zeal and mission-mindedness among the Catholic laity of America? They have been outstanding for the generosity to appeals for charity, but their zeal for the salvation of souls, both by prayer and the support of the missions, seems to be, in general, lethargic. They seem to ignore the fact that the apostolic, missionary spirit is a part of the Faith and that one lacking this spirit can not consider himself a true follower of Christ who came on earth "to seek and save."

In recent surveys among Catholics, especially the youth throughout the country, astounding proofs have come to light, of the lack of prayer to the Blessed Virgin, specifically to Our Lady of Fatima, for the conversion of souls, especially the people of Russia, and indifference to wearing the scapular. Again, it has been shown that the average Catholic spends an infinitesimal amount a

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

year for the missions as compared with his expenditures for cigarettes and movies. If Catholics are members of the Mystical Body, and who would dare doubt it, their essential duty is to assume their share in the conversion of the world, chiefly of Christ's enemies, so rampant today. Indeed, it is not only a duty; it is a privilege. The Saviour of the world relies on the cooperation of every member of His Church. He condescends to depend upon each for the prolongation of His Mission after His Ascension into Heaven.

What can be more sublime, than, as members of His Mystical Body, for all Catholics to share in that "compassion for the multitudes" which, as related in the Gospels, moved the greatest of all Missionaries! Little does the sluggish Catholic realize the power he can wield through prayer for not only his own salvation but that of the whole world! That brief yet forceful prayer given by the Angel of Fatima to little Lucia, should be ever on his lips: "My God, I believe in You; I adore You; I hope in You; I love You. I humbly ask pardon for all those who do not believe in You; who do not adore You; who do not hope in You; who do not love You." Prayer, sacrifice are the two weapons of victory given by Mary Immaculate. Why is Russia still unconverted?

(Mary Immaculate)

Say not: I have sinned, and what harm hath befallen me? for the most High is a patient rewarder.

A sweet word multiplieth friends, and appeaseth enemies, and a gracious tongue in a good man aboundeth.

If thou wouldst get a friend, try him before thou takest him, and do not credit him easily.

Neglect not to pray, and to give alms.

UNCLEAN

by Henry Marcoux, O.M.I.

The Missionary paused very deliberately, picked up another snapshot, examined it slowly, carefully, lovingly, in much the same manner as one handles the photo of his mother. I made use of the opportunity to scrutinize his quiet face. I had seen his picture in the corridors of the Scholasticate and fifteen years of hard labour in the Mission fields of South Africa had not changed him very much. The burning sun of the south and the biting winds had not succeeded in tanning his face; and the glint in his eye, the strong jaw, the lines beginning to show at the corner of his mouth, accompanied by a crop of prematurely gray hair, were the only signs of the battles waged for the cause of Christ during fifteen years of active service in Basutoland. Suddenly Father Gerard Paquet shook his head like a man coming out of a trance, and turning towards me he pointed to the picture he still held in his hand.

"Who would ever imagine that this quiet valley, with its cultivated fields, dense woods, beautiful church, modest school, is, in reality, death valley?"

I looked up in frank astonishment. "Yes," continued the priest, before I could voice my surprise, "those small houses harbour the derelicts of the derelicts of the human race, and when you walk into that enclosure it means that you are going to a horrible death . . . "

"You don't mean," I cut in, "that it is a leper colony?"

"Yes, the leper colony of Basutoland," he answered, and I saw that same far-away look come into his eye again.

"Would you mind telling me about it," I asked. "You see, I've read about lepers before but I never had the opportunity of talking to anyone who had ever been to a leper colony in person."

"Down in this corner of the world, unknown to the vast majority of our friends, the Oblates are writing one of the most beautiful pages of their history. They are living up to the letter the motto of their Founder: 'Go and preach the Gospel to the poor.'

"The leper colony as it exists today was built under the reign of the Catholic king, Griffith, by the British Government, in order to give shelter to these poor creatures, to try to alleviate their pain by the best attention that medical skill can give them, and at the same time to check the spreading of the disease in the country. The Government has shown itself more than generous and spends from eighteen to twenty thousand pounds per year for the upkeep of the colony. It is a veritable colony, having a Magistrate and a Board of Administration. The Magistrate, Mr. Johnson, is a very charming man, and a great friend of the Oblates, although he is not a Catholic. The hospital has two doctors and several nurses, all of whom are very conscientious and devoted.

"The settlement contains about seven hundred lepers of both sexes. It is a veritable tiny village divided into two parts, one for the men, the other for

the women. Those who are able to work, till their own soil, for recreation as well as for agricultural purposes.

"There are some three hundred Catholics in the colony. Two Oblates see to their spiritual needs. They are Fathers Emile Pageau and Antoine Lecompte. They do not live in the colony itself because we cannot afford the men, but they stay at the Mission center of Loretto, which is only a fifteen minute ride from there on horseback.

"In order to show her love for these poor children of hers, the Catholic Church of Basutoland has built for the lepers one of the most beautiful churches in the country. It is made of stone, is quite vast, has two transepts, and in building it the greatest of pains were taken to provide good airing, both for the people themselves and for the priests. For, I suppose you know, that the sores of the lepers give off a very strong and burning odor, so much so that if you are in a small room with only one or two of them, breathing becomes really painful. Your lungs burn, your head reels, and it is only by a superhuman effort that you can remain for any length of time."

"Since you are speaking of the malady, would you mind telling me something about it," I asked him, "How does it set in? Does it do its work of destruction? Have they any cure for it?"

"Leprosy always has been considered and is the most loathsome of all human diseases. It breaks out on the human body without any warning sufficient to save the patient. It manifests itself by the appearance on the hands, feet, or face of the patient, of white shiny sacles. This means that the work of the plague has begun. The flesh under the scales is under the process of decomposition, and you are a leper. When the patient can be found at this early stage and treated immediately there is a hope of being able to check the disease, but an absolute cure cannot be affected.

"Since leprosy usually breaks out at the extremities, it is not rare to see a leper who is minus a hand or a foot, or else whose features are completely deformed. A nose may be eaten away, or else an eye, or again the entire face may be a sheer mass of scales, so horrible to look upon that one has difficulty in believing that the owner is really one of his brothers, a poor human being. And then there is the odor. It is useless to go into any lengthy descriptions. Just imagine what decomposed flesh can smell like.

"I can think of nothing so capable of arousing disgust and sickness in the heart as the sight of these miserable creatures. When one enters their settlement for the first time a deliberate act of the will is required to prevent oneself from fleeing. And yet our young Oblates, veritable Father Damiens, have made their lives that of the lepers. They say Mass for them, administer the Sacraments, visit those who are too sick to come to church, shut themselves up in tiny stone confessionals in order to pardon their offences in the Name of the Divine Redeemer.

"A moment ago, I told you that lepers were at all times looked down upon by the communities in which they were surrounded, and at times were even considered as criminals, who were paying the penalty of some atrocious offence. Now it is altogether remarkable that this is not the case in Basutoland. The King persists in calling the lepers, 'Bana ba ka', (My children), and the people, although they have an unearthly fear of leprosy itself, still find in their natural good hearts a great deal of affection for the lepers.

"As far as these latter are concerned, they accept their lot without murmuring, as one of the most severe trials from a loving God Who punishes His children in this world for the sole purpose of giving them a more beautiful crown of glory in the next. There is one point, however, which is at least a motive of human hope. Although there is no specific or definite cure, as I said before, it can be checked, and to such an extent that at times, although rarely, the fortunate subject can return to his native village, to his home. It is impossible to describe the joy experienced by one of these poor souls when such news is given to him. It is like receiving a pardon from a death penalty.

"Doomed to eke out a miserable existence almost worse than death in this colony for the rest

Convert's Reason

Heywood Broun, well known writer and enthusiast for social reform, who recently died, explains his conversion to the Catholic faith in the following words:

"I sorely needed the companionship of Jesus Christ — that was the most compelling cause of my conversion to the Catholic faith. It is absolutely false to say that I came into the Catholic Church as a political move. I am now past 50 years of age and I have been in danger of death often. At such times, I used to review the good things and the bad that I had done in my life. Finally, I came to realize that a man cannot absolve himself. A man is not going to be his own judge in the hereafter. So to find peace I sought for contact with God right here and now, and I have found Him in the Catholic Church."

of his days, he finds himself free. Free—we don't know what that word freedom means; we were never without it. But to the man who has been exiled, set apart in an under-world, segregated from his fellow-men because he is too hideous, too contaminated to associate with them, who has resigned himself to the fate of a slow death of interior corruption and putrefaction, to the helpless horrors of watching his limbs fall from their rotting joints one by one, and his face decay till their remains nothing but a mass of scabs; to such a man I say, there can be no greater joy in this life than that of his cure, his liberty.

,'I had the opportunity of seeing a member of this colony on the day of his release. He was a youth of seventeen. His name was Francis and he had been in the colony for four or five years. Despite the fact that three or four of his fingers were amputated, the youngster, always wearing a cheerful smile, served Mass for the missionaries. One day when I was going to the Colony on a visit, entering the grounds I met my friend Francis all excited. The poor boy rushed up to me, tears of joy in his eyes, and so moved that he could hardly talk, but kept repeating, 'Father, I am free, I am better, the doctor is going to permit me to go home. Isn't it wonderful?'

"Indeed he had reason to be happy. Once again life was to have some earthly meaning for this youngster. He was ready to face the world again, not as a vile thing only to be pitied, a mass of mutilated flesh which is the object of human compassion and misery, but like a man, enjoying all the rights of his fellowmen, able to look his fellow creatures in the face and exchange a hand-shake without fear of contaminating them. I watched him making his way to the far end of the Lazaretto, and silently thank the Divine Master and His Immaculate Mother. He had not served Mass in vain."

The Missionary stopped. He was looking out of the window at the snowflakes falling gently, and I thought that they must remind him of the white spots of leprosy. I looked at my watch and jumped up.

"I must be off, Father, I have a lecture to attend in fifteen minutes. Thanks kindly. Your little story on the leper colony will certainly help me unite myself more intimately with my brothers in Religion working in far-off Basutoland."

I hurried down the corridor, and stopped in the small private chapel where every evening the Scholastics pause on their way to their rooms, to ask their Immaculate Queen to bless all the dear ones they have left behind in order to follow Him. In a hurried prayer I asked Her to look down with pity on Her poor children, her lepers, and to see to it that after so much suffering in this life they may, by the Grace of God, enjoy Eternal Bliss.

Thy Will

Fred Snite, the internationally known "boiler kid," wrote these inspiring lines on the eve of a pilgrimage to Lourdes:

"You will wonder how I feel about this venture personally. Will I petition God for physical improvement, and be sorely disappointed if such is not granted? The answer is no. I well make an earnest plea to Him and to the Blessed Mother to help me, knowing that He can cure me if He should desire, but if it is not His will, and He surely knows best, then it is not mine. I shall be just as happy, just as contented, and just as thankful as I have ever been. He has always been good to me, and whatever way He sees fit that I should spend the remainder of my life on earth, it will not only be satisfactory, but pleasing to me . . . ."

Country Doctor

FRANCES M. MILLER

Just like his genial father, who before him
Drove with Old Bess along the rutted ways,
Young Doc, with battered car and ancient satchel,
Follows the pattern of his sire's days.
Folks say he had a chance to hang his shingle
In some smart town and charge right fancy fees,
Instead of taking over Old Doc's babies,
Measles and broken arms and twisted knees.
More than the steady touch of probing fingers,
More than the medicines he recommends
Is that great kindliness with which he enters
The daily lives of those whom he attends,
Healing with gentle hands and quiet wisdom
The hearts, as well as bodies, of his friends.

FERRY TO FELICIDAO

MARIANA PRIETO

But my daughter, it will be so difficult for you to go," the man said huskily—he raised himself on his elbow unsteadily as he lay on the straw mat—"taking a load of charcoal to the village is not the work for a young girl like you." His face was flushed with fever and his body trembled as he spoke, in his harsh, guttural Spanish.

"Papa mio," his daughter addressed him affectionately, "you are sick. It is certain that you cannot get there by tomorrow and **madrecita** must stay here to care for you." She glanced at her mother who was stirring an herb potion.

The mother looked at her daughter and her deep set eyes were gentle with affection. Her hair was streaked with gray and her face held the resigned expression of one who knows that toil and hardship and poverty are inescapable complements to living. "It is so late, Maruca," she objected. "It is a long way to the ferry."

Her daughter interrupted her with the grim reminder, "Do you not remember, **madrecita**, the charcoal buyer warned Papa that if the charcoal were late this time, he would not buy any more from us."

"Ay Dios mio," her father lamented in agreement, "it is true. The rains came so early this season, and the wood fires did not burn so easily."

"And you," his wife chided as she approached him and held out the cup of tea, "you tended the fires and banked them with sod, and sat by them all night, and thought only of the charcoal, and not of your own health." She held the cup to his lips. "Drink," she ordered, "and say a prayer to God to make you well. God and this **cocimiento** are certain to cure you."

Her husband gulped the liquid resentfully. 'This is bitter," he said, scowling like a small boy, "and you talk much. That does not help."

"Please," Maruca implored kneeling beside her father, "please let me take the charcoal. Since you loaded the mules before your attack, they stand ready to go. Lorenzillo is a good horse and he is my friend. Have no fear for me."

"It is late," her father objected looking beyond her, "and it will soon be dark."

"No, Papa," she argued, "I can reach the ferry before night and quickly be across, and go to the house of Tia Elena, and stay the night with her. Then in the morning it will be but a short ride to the village."

At last her father slumped back on his mat. "Go," he said. "I am a sick man," he admitted, "and if we do not sell the charcoal there will be no money with which to buy beans and rice for the many months ahead. Go, little daughter of mine, and may God go with you." He closed his eyes and watching him his daughter noted the sweat trickling down his shiny cheeks.

Maruca's heart beat jerkily with excitement as she went to get her shawl for her head. Her strong young body was tensed by her anticipation. Her mother followed her to the chest where she kept her clothes.

"Maruca, why do you not ride first to Adriano's house and ask him to accompany you to the village. I would feel more certain. He can protect you if anything should happen on the way."

"Adriano, bah," Maruca replied sharply. "I do not need Adriano. Nothing will happen on the way. I am no child."

"Esta bien," her mother said resignedly. **"Dios te proteje,"** she prayed as she followed Maruca outside.

Daily Dedication

CORA MAY PREBLE

Help my hands, dear Lord, to do
The tasks this day you want them to!
May my eyes see what they should
Of things both beautiful and good.
May my ears hear kindly words —
Whispering breezes, singing birds.
Guide my feet in paths that bless
With hope and faith and happiness.
May my tongue no evil speak,
But truth alone, for those who seek.
Keep my body strong and well,
A fitting shrine wherein You dwell!
Help me to live as I should do —
I dedicate my all to You.

Four mules, each laden with two heavy bags of charcoal, stood waiting, and a little way distant the horse, Lorenzillo, idly munched some grass.

Followed by her anxious mother, Maruca mounted the horse. Then leaning over she bent and kissed her mother's pale cheek.

"Do not fear for me, **madrecita,** I shall be safe. I will get the charcoal to the buyer and tomorrow I will bring the money home to you," she said confidently.

"It looks like storm clouds gathering in the west," her mother said with concern. "I wish that Adriano rode beside you."

"**Hasta luego madre mia,**" Maruca said quickly, not wishing to discuss Adriano. She prodded Lorenzillo gently and he turned to urge the mules into file.

Riding along the copper-red dirt road, Maruca noted that the hour was late and she realized that she must ride steadily onward without tarrying if she were to reach the ferry and cross the river before nightfall. She thought of Adriano and her mouth took on a sullen curve and her black eyes dilated with anger. "Adriano," she mused, "he thinks that I am a child, always he treats me as if I were still a small girl and not now seventeen. And of late his smiles are all for Carmena and at the church at the **misa** he looks only at Carmena."

Maruca guided Lorenzillo expertly at the side-front of her little caravan and the patient mules plodded along, each with his tail tied to the one behind him so that none would stray and be lost on the way.

Speaking to Lorenzillo, Maruca said: "You are a good horse and intelligent. You know that I am no child. I am a woman and old enough to marry and have my own **casa,** yet Adriano still calls me **ninita** and tries to tease me by pulling my braids."

Lorenzillo walked along in patient agreement to her mood, and for all his patience and his wisdom he could not tell her that this rebellion against Adriano, was but love in her heart, crying out for return; this he could not tell Maruca. But he could by his actions show her that he sensed danger ahead. He halted suddenly and sniffed the air. Storm clouds had assembled unnoticed by Maruca and now great rolls of thunder boomed and a streak of lightning rent the sky.

"A rain storm comes," Maruca agreed, "but do not be afraid, Lorenzillo. I am not afraid of rain." Scarcely had she finished speaking when the downpour began. The rain pelted them without mercy and Maruca had difficulty in urging the animals onward. The sky was a dark menace and the penetrating rain chilled Maruca so that she drew her shawl close around her, but she was determined to go on. She must reach the ferry and cross before complete darkness enveloped them.

And suddenly Maruca threw back her head defiantly and said aloud, "I am going to Felicidad. I am going alone to the village of Felicidad." And it was as if the words were a challenge and a battle cry. At last she had become a woman, she now had responsibility and a definite purpose. Adriano thinking of her as a child ,a helpless little girl! He would hear of this ride, hear that alone, through the storm, she had driven the little animals along the precarious path, and had taken the charcoal to the buyer, alone.

There was a blinding flash of lightning and Lorenzillo quivered with fear, his wet body causing her to slide on his back. She clutched at him, then patted his glistening head. "Have no fear, Lorenzillo," she reassured the patient horse. "Have no fear. We are going to Felicidad." Thoughtfully she added, "I will pray to the Virgin of Felicity to protect us."

The rain pounded down on her head with a thousand blows and she tried to picture the Virgin's shrine as the horse jogged along. "Oh, Mother of Felicity, bring us safely to the village," she implored and then she thought of the ferry and of Mancho, the ferry man. "Oh, Virgin protect us," she entreated. "Mo-

Seven Deadly Virtues

A clear summary of seven "deadly virtues" was made recently by a New York Rabbi, Abraham L. Feinberg. They are virtues, because we have set them up as supreme standards; they are "deadly" because they destroy the finer values of life:

"Bigness"—Our Society is like a dinosaurus burdened with a bulk we cannot control. Statistics are a false god.

"Speed"—An airplane traveling 250 miles an hour to rain bombs on children is not higher in the scale than our forefathers who trudged by foot to conquer the wilderness.

"Complexity"—a novel, or an idea, is not worth more because we cannot unravel its meaning. The "Complex" cult should be ended.

"Novelty"—Our tastes, like a used car, lose half their value when they are a day old. Yet the Bible and the pyramids make our latest machine-made gadgets seem cheap and futile.

"Leisure"—Like a poor man inheriting a legacy, we have received leisure from science. But we don't know how to use it.

"Pleasure"—Most of us pay to be entertained by others. Real joy must come from within ourselves.

"Money"—the tyranny of the dollar-sign is the most absolute dictatorship on earth. People are so obsessed by money that they have no time to be happy.

ther of felicity and happiness, help us to get across the river in safety." She prayed aloud as a child prays, unable to coördinate her thoughts silently. And as she opened her mouth in speaking, great drops of rain poured in so that she gasped as she uttered the words haltingly. And the storm seemed to call out to her in a furious voice, "Go back, go back, little Maruca. I am angry tonight. I will hurt you if you defy me."

But Maruca raised her proud young head and screamed an obstinate "No!" into the blackness. **"Adelante,"** she urged Lorenzillo onward. **"Adelante!"**

She took a long, deep breath and the fresh, pungent smell of rain and wet earth and shrubs filled her nostrils stimulating her and fortifying her tired body and spirit. In the intense quiet, the staccato sound of each rain drop falling against the dank leaves, was magnified so that it vibrated like dancing footsteps.

On through the drenching rain she urged Lorenzillo and the reluctant mules, until at last she saw with relief the ferry landing. In the distance she could see that the river was a snarling mud-colored snake that had swollen far beyond its normal size. Near to the ferry landing was the hut of Mancho. Night had come quickly with the storm and Maruca was glad now to see the glimmer of candlelight filtering through the window slats. Great trees grew near to the river bank and vines hung from their high branches forming a dripping, sodden candelabra.

Maruca looked anxiously toward the ferry. It was tied to the bank now and its barge-like bulk bobbed crazily in the darkness. The ropes that were tied to each bank of the river, so that the ferry could not go down stream, were taut and like a rebellious harnessed animal, the ferry lurched and strained on the seething waters.

Approaching Mancho's hut,

MISERY

God is certainly good, and if He permits evil of any kind it is only because He knows that He can draw greater good from it in the end. The human race misused its freedom, abandoned God, and found not happiness but misery. It is good to be just, and God's justice permitted this misery. Also, in His wisdom, He may permit a child to be born deformed who with health and strength would fling itself into pleasures which would end in eternal loss. Again an imbecile is incapable of sin, and it would often seem to us a mercy if some sane people had been born imbeciles. Poor people, whether mentally or physically deformed, do not spend the whole of their lives in misery and suffering. We must not judge them by our own experiences. Likewise, we must remember that what we call "the whole of their lives" is not confined to this earth. There is a continuance of life in eternity, where all will be rectified.

We might say: "If God be good, why did He allow His son to go through excruciating torture?" Sin is the real evil, not suffering. Christ found happiness in proving His love by suffering, a greater good than mere health. And the miseries of this world have driven thousands to God who would have been self-sufficient and independent only for the naturally insoluble problem of suffering. If only for this reason we can discern an indication of God's goodness in it.

Maruca stopped Lorenzillo beneath a tree. Dismounting she went over to the mule pack and examined the animals and made sure that their precious cargo was in place, then she knocked at the door of the hut.

At first there was no answer and a terrible fear gripped her. What if Mancho was not here? What if there was no one to take her across on the ferry? She thought of those taut rough ropes, could she get the ferry across, hand over hand, tugging at those ropes? She remembered Mancho's powerful calloused hands; for many years now he had guided the ferry across, his hands were used to the harsh ropes.

At last her thoughts were interrupted by Mancho's voice calling thickly, **"Entra, entra y celebramos."** On hearing his tone and his invitation to enter, a new fear gripped Maruca for she recalled Mancho's love of rum. Her father had often predicted a bad end for Mancho. "He drinks too much and prays too little," her father would say of him.

Slowly she opened the door now, and her dark eyes widened with fear as she saw Mancho. He lay sprawled on his mat, two empty rum bottles beside him on the dirt floor.

"Mancho," she said quickly, urgently, "you must take me and my horse and my mule pack across the river. I must get to the house of my aunt so that in the morning I can take my father's charcoal to the buyer in the village."

Mancho looked at her a moment and then his swarthy face wrinkled with laughter. "Ho, ho," he roared "the senorita wants me to take her across the river. Hah, just like that," he snapped his fingers. "It does not matter to her that the river is swollen, it does not matter to her that the ferry ropes are old and rotten and might snap against the current and send us whirling down the river. It does not matter to her that the rain pours down in a great **aguarcero."** He scowled with unexpected seriousness. "You are mad," he finished abruptly.

"But I must get across," Maruca insisted stubbornly.

"Bah," Mancho grunted. "Stay here with me. There is more rum in my cupboard. Stay here with me tonight and celebrate while the storm howls outside.

In the morning at daybreak I will take you across."

"No," Maruca said, her voice husky with terror at the thought of being alone with Mancho. "No," she repeated, "I will take the ferry across myself."

"Fool," Mancho growled and made as if to raise, then he slumped back on his mat. "Go ahead," he said sarcastically. "I prefer my good and friendly rum to the company of a reluctant wench."

Maruca left the hut and he made no move to stop her. Her fancied transition from girlhood to womanhood was so complete that she actually welcomed these obstacles as they presented themselves. It was as if she were on an allegorical journey and each physical obstacle was also a spiritual one that she must overcome or surmount. To overcome them seemed to be a manifestation of her development. Her wild, untutored heart told her that this was not a new emotion, and somehow she sensed that she, like all other young girls, was experiencing the seemingly sudden change into womanhood just as the caterpillar unfolds rapidly, to become a lovely butterfly.

Quickly, resolutely now, she went to where the mules waited docilely. With difficulty she was able to lead the animals onto the bobbing ferry. Tying them securely, she went back for Lorenzillo. Reluctantly he allowed her to urge him unto the ferry and tie him beside the mules. Maruca scrutinized the ferry, brushing back her dripping hair, calculatingly she noted the thick rope that was run through center posts on the roofless ferry-barge. This rope not only kept the barge from going down stream, it was also the rope by which the ferry was pulled to the other side of the river, by a tedious hand over hand tugging.

In good weather, Maruca knew that actually it did not require a tremendous amount of effort to get the ferry across, but now

The Bible that is approved by the Catholic Church was the first book produced by Gutenberg upon the invention of printing.

In Plymouth, Mass., a charge of intoxication was filed against church organist Edward Ward, who had aroused the suspicion of police by rendering the St. Louis Blues on the Unitarian Church bells.

A new altar was dedicated to St. Dismas, "The Good Thief," recently by Bishop Hunt of Salt Lake City. The rites took place in the Utah state prison, attended by 300 inmates and more than 100 guests. Msgr. Joseph Moreton, prison chaplain, delivered the sermon which centered around the pardon given to St. Dismas by Our Lord on Calvary's height.

After the death of Cardinal Glennon, it was found that he left a will with personal property valued to only $325.07, although in trust he left $30 millon worth of property for the aims of worship, charity and education. (He also left uncounted riches in the spirit and heart of St. Louis Catholics and non-Catholics alike.)

Opportunities for higher education (!) are increasing. A New York City high school has started a course in beer brewing! (I suppose the passing mark will be 3.2 and that many students will be found playing hiccy.)

---

with the swift down-river current she realized that it was going to be a strenuous and difficult task. For a moment she glanced back at the hut, hoping that perhaps Mancho would relent and follow to ferry her across, but she saw with desmay that the door remained closed against the storm.

"**Madre de Dios**, help me," she implored and stepped onto the wavering wood floor of the ferry. The animals were shifting uneasily, frightened by the rushing water around them.

Maruca grasped the rope with her small hands and gave a great tug. At first she thought that the ferry would not leave its mooring and then she saw that she had forgotten to release the rope noose that fastened it to the shore. She stepped to the back of the ferry and with difficulty hoisted the loop over the post. The ferry began to lurch forward and Maruca swiftly seized this bit of momentum to begin her arduous journey across. The ferry rocked wildly as she grasped the guiding rope, and slowly first with one hand then the other, pulled toward the opposite shore. Her fingers burned and her slender arms ached, but she ignored the pain. Involuntarily a tear trickled down her cheek and fell over her tortured hands. "I was as Mancho said, a fool," she sobbed into the night. "Oh, if I only had not been so proud, if only I had saked Adriano to accompany me. I am afraid, afraid that I cannot get across, we will be lost all of us, the mules, Lorenzillo and the cargo."

Her remorseful tears fell now in unison with the rain. Pull, pull, her brain echoed the words and her hands that were cracked and bleeding, automatically kept to their course. The current tugged at the ferry, angrily trying to drag it along. At last when it seemed that she could endure the pain and weariness no longer Maruca saw the shore ahead of her. "**Gracias a Dios,**" she muttered weakly as the ferry jolted against the slippery, muddy bank. Peering into the blackness she saw the fastening post and tossed the heavy noose over it. Once secured against the bank the ferry tugged and jerked defiantly.

Maruca untied the mules and Lorenzillo and wearily led them

ashore. A terrible all engulfing tiredness was upon her and she could not cast it off. The rain had stopped now and Maruca to her knees in thanksgiving. to her knees in thanksgiivng. Suddenly she knew that she could go no farther. **"Dios Mio,** I have failed," she cried in anguish and all the pain and weariness and consciousness left her and oblivion as black as the night mercifully engulfed her.

A bright, ethereal light was dazzling her eyes as Maruca blinked them open uncertainly. "Have I died," she whispered, "died and gone to my judgment?"

To her amazement a warm voice answered, "No, Maruquita, it is moonlight, little one. The storm has passed and moonlight bathes the world in splendor."

Maruca looked in astonishment, into the eyes of Adriano who sat bending over her. "Yes, it is I," he confirmed her thoughts. "I followed you, Maruquita. When the storm came I went to your house. I knew of the necessity to get the charcoal to the buyer on time, so I went to help your father. When they told me you had gone, I quickly followed, but when I got to the river the ferry was not there and I knew that alone you had pulled it across. The storm had stopped so it was with little difficulty that I swam to this shore."

"Then you wanted to follow me?"

"But, of course, Maruca, your safety is my great concern. You were courageous, Maruca, to come alone," he told her gently.

"Then you no longer think me a stupid child. You had eyes only for Carmena."

"Queridita mia," Adriano smiled, his white teeth gleaming in the moonlight. "Does your woman's wisdom not tell you that always a man likes to feel that his beloved is but a child? He likes to think of her as helpless and dependent and not so strong as he. Do you know that? That is a secret, Maruquita, and only God and the ages can explain it. A man likes to tease and chide the woman he loves. It is his way of showing his affection."

Maruca smiled, "I am not tired now, Adriano," she said, sitting upright. "I must get along to my aunt's house and tomorrow I must get the charcoal sold."

"Yes," Adriano agreed, "soon it will be morning and together we will take the cargo to the village. And on the way we will stop by the shrine of the Virgin, there to make our wedding pledge that soon we will marry, if you will have me," he added humbly.

"Then you do not love Carmena?" Maruca asked still doubtful.

"But of course not," Adriano laughed. "Do you not know that my love is like that ferry bobbing there in the river. My eyes and thoughts may stray, but always my heart will be bound to yours, by the strong rope of our love. And always just as the ferry floats back to shore, so will I drift back to the haven of your heart."

Hospitality

Pope Pius VII granted an indulgence of seven years and seven quarantines to all persons who would give three strangers to eat in memory of Jesus, Mary, and Joseph, provided that they did so with sorrow for their sins. The indulgence was to become plenary if they received the Sacraments of Confession and Holy Communion the same day.

It all came about through the charity of a good burgher of Valencia, who every year on Christmas day gave a banquet for three poor people of the neighborhood in honor of the Holy Family.

Said the burgher: "The Holy Family received rebuffs when they asked for shelter in Bethlehem. Had I been there, they would have been taken care of. I was not there—I did not exist so long ago. But what I could not do then I can do now by welcoming in their stead the poor who represent them in our regard."

When this man came to die, the story runs, the door of his sick room opened and there stood before him Jesus, Mary, and Joseph. They said:

"Thou hast so often seated us at thy table, that it is only just that we should come at last to invite thee to seat at ours." And they took him up to heaven with them where his is happy even now.

That is why Pope Pius VII declared the indulgence.

Before thou inquire, blame no man: and when thou hast inquired, reprove justly.

Before prayer prepare thy soul: and be not as a man that tempteth God.

Remember poverty in the time of abundance, and the necessities of poverty in the day of riches.

Christ's Blood Bank

By SIMON CONRAD O. F. M. CAP.

History is written in blood. Blood is the symbol of man's courage in the battle of life. The ancient Greeks thought that blood contained the source of life. It may not be the source of life, but is is certainly one of life's essential sources. Today in many parts of the world blood is being shed. Blood plasma is saving thousands of lives. The blood plasma is on the battlefront because the patriotic blood donor is fighting on the homefront.

The greatest event of all history was also written in blood. Purer or nobler blood has never been shed than the Blood of Christ on Calvary. Christ was crucified; it was then that the first blood bank was founded. Two thousand years ahead of His time, Christ gave His Blood and transfused it into a world dying from sin. Adam and the human race were bleeding to death spiritually from the serpent's sting. Christ restored life to mankind when, as our Redeemer, He was stretched upon the Cross, when He placed every drop of His blood in the bank of grace for all who are wounded and dying in the battle of life. One drop would have sufficed, but He gave all because love is lavish with love. Christ's sufferings are of infinite value; His sacrifice of a Divine Person. Thus the supply of plasma in the bank of grace and merit can never run low.

Strange, but the man who drew the last drop of Blood from Christ's side was the first to benefit from it. It was Longinus the Centurion, a sergeant in those days, who pierced the side of Christ with a lance. Longinus made an act of faith when Christ died: "Truly this man was the Son of God." That prayer was heard, for as the ancient legend goes, a drop of the Precious Blood fell upon Longinus' inflamed eyes and cured him of ophthalmia, a dreaded eye disease. But the Sacred Blood went deeper than the eye. There was a transfusion in the soldier's soul. The legend adds that Longinus was converted to Christianity and is now venerated as a saint. Just as in ancient Egypt the angel spared the blood-marked houses of the Jews, spared the door-posts sprinkled with the blood of the paschal lamb, so the dripping Blood of sacred hands now marks the door-post of a soldier's soul. His clothes are bloody, but it is the saving Blood of Christ, the Paschal Lamb.

Devotion to the Precious Blood goes back to the time of the Apostles. Saints of all ages have had an ardent love for It. Societies fostering this devotion were later introduced. Then in 1849 Pope Pius IX instituted the feast of the Most Precious Blood in thanksgiving for his return from his exile in Gaeta. The first of July is the feast and the whole month is dedicated to the Precious Blood of Christ.

It is precious because It is the Blood of Christ It is precious because It saves lives. It cleanses, rejuvenates, and strengthens our souls. The Blood of Christ is injected into our souls through the Sacraments. This is the transfusion: divine life dwells within us. Original sin is pernicious anemia of the soul. It is Baptism which cleanses, purifies and adds a supernatural color to the soul's complexion. Confirmation is the Blood of Christ strengthening the soul; Confirmation day is commissioning day for the soldier of Christ. The sacrament of Penance is the Blood of Christ reviving, purifying strengthening the soul wounded by sin. Sin is moral gangrene; the plasma in the sacrament bank dispels this poison, heals the wound and saves the soul from spiritual death. Extreme Unction is first aid to the dying. Holy Orders is the sacrament which gives man the power to administer the Blood of Christ to others. The priest is the physician of souls.

The cells and tissues of the human body are fed and nourished by the blood stream. Christ gave us His Body and Blood in the sacrament of the Eucharist to nourish and feed our souls. "He who eats my flesh and drinks my blood has life everlasting and I will raise him up on the last day. For my flesh is food indeed, and my blood is drink indeed. He who eats my flesh, and drinks my blood, abides in me and I in him." This God-giving, life-giving sacrament is the strongest force in the world because it unites us with our God. This transfusion gives us a new lease on life, on life everlasting. **And this is the life.** Saint Agnes was thinking of this when she said: "His Blood reddens my cheeks." His Blood gave her the strength to give her own. It gave her the courage to be a martyr. After Holy Communion many devout persons bow their heads and pray for the same red-blooded, full-blooded holiness: "Soul of Christ, sanctify me. Body of Christ, save me. Blood of Christ, fill all my veins. . . "

The Eucharist is also a sacrifice, the unbloody renewal of Calvary. On the cross, Christ merited once and for all and paid the full debt for fallen man; in the Mass, He applies His merits and satisfactions. The Church jealously guards the rel-

ics of the Passion. With the same care, respect and reverence She treasures the sacred vessels of the sacrifice. The Chalice must be made of gold; it must be consecrated by a bishop at a special ceremony. It is anointed; it is sacred because it is contains the Blood of Christ. According to the story, the Holy Grail was the chalice used by Christ at the Last Supper. Millions of people have found the Holy Grail on the altars of Catholic Churches. Around the world and around the clock chalices are flashing in the sun and modern Galahads bow in adoration of the Precious Blood. They achieve their quest because a priest whispers a divine pharse and a cup of gold becomes the Holy Grail. For these same people the altar is the holy land because Christ is there; their parish church is the upper room where Christ's sacrifice continues.

Christ on His Cross was two thousand years ahead of the Red Cross. The blood in the Red Cross blood banks vivifies the body. The Blood of Christ vivifies the soul. He gave His Blood that we might live. He poured His Blood into the veins of the Mystical Body to restore life to every cell, to strengthen tissue, to save it from spiritual death. "Greater love than this no man has, than that he gives his life for his friends. " The Precious Blood is the price of a soul; It is the love of a God.

Christ is Head of the Mystical Body. His death on the Cross, His shedding of Blood for our sake mean that we are brothers of Christ, blood-brothers. His life is our life; He is the food of our soul. Divine Blood flows in our soul.

At her trial, Mary Queen of Scots told her persecutors: "Ye can rob me of everything, but two treasurs ye cannot deny me: my faith and the royal blood running in my veins." Two treasures there are that no one can deny the devout Christian—his faith and the Divine Blood that nourishes that faith. There is no royalty more kingly than Christianity. It is a precious treasure, precious because it was bought with the Precious Blood of Christ.

PRAY FOR THE MISSIONS

St. Augustine gave the lie to those who would identify the Kingdom of God on Earth with any secular empire. Christ's Kingdom is depndent on no one theory of government nor on the temporal power of any race or nation. Empires rise and fall, but the Church of Christ remains and will endure until the end of time.

Yet one need not be a deep student of history to realize that God in His Providence often makes use of temporal means to forward His spiritual ends. And if few earthly rulers in modern times have deliberately sought the spread of the Faith, there have been regimes which for reasons of their own have been more favorable than others to the Catholic Missions.

It is an irony of fate that Britain, which was chiefly responsible for the destruction of the Catholic life of North America, has during the past century been one of the greatest material factors in the advance of the Catholic religion on other continents. Wherever the British flag flies, or British gunboats patrol, there has been domestic peace, and under this protection the Catholic Missions have flourished as seldom before.

Ironical too is the fact that France, which has done so much to discourage the Church at home, should have provided for many years the cream of foreign missionaries who have carried the Cross of Christ to all quarters of the globe. Although Catholics in all countries of Europe, in which the Church is firmly established, have given generously of their sons and daughters to the propagation of the Faith, the missionary record of the French Church is without peer.

That God will see that the great missionary achievements of the present and the past centuries are not undone, we have every reason to hope. The 7000 native priests, working under 42 native Bishops in every major mission field, will assure the continuance of the Church among the yellow, brown and black races, whoever their rulers may be. But the next few years will be trying ones for the missions everywhere.

In this period of trial every Catholic worthy of the name will have a part to play.

The first need will be for vocations, for more heroic young men and women to take the places of those lost through war. Second in importance, will be the need for funds, given generously by all with a Catholic spirit that disdains nationalism. But greatest of all will be the need of constant, earnest and Eucharistic prayer that the fields, over-ripe for the harvest, may not be destroyed by the Enemy of Souls, or left unreaped because of the selfishness of our hearts.

To this campaign of Prayer and Action we call all our readers during the months that lie ahead, confident that you will respond with your accustomed generosity to this great need of the Missions you love.

(The Oblate World)

HUNGER IN THE HEART

MARY WHITEFORD

When they shoved him into the prisoner's box, Beppo Bianci was too conscious of his disgrace to look into the faces before him. He stared woodenly across the room to the open window. Even the little patch of sky wasn't so blue and sparkling as the sky at home, nor the tufts of clouds so billowy white. When his eyes focused on the grimy statue of St. Joseph topping the church across the way the thought of Elisabetta and of her fond, foolish belief that Santo Guiseppe would work some fine miracle for them, filled him with a fierce loneliness for her and for the still, brown village of terraced olive groves back in Italy.

"We will pray hard to Santo Guiseppe and have faith in him. We must both keep on making novenas always, until we are together again, Beppo **mio.** He is not your patron saint only, he is the protector of families. Even though you will be far away in America, you will see! He will make it possible for us to be married much, much sooner than you think now."

When Elisabetta's soft hands cradled his face and her eyes pleaded tenderly, he had not had the heart to tell her that novenas and things like that were all right for women, and that anyhow, Santo Guiseppe had never answered even a tiny prayer of his, though he was his patron Saint.

If Elisabetta could see him today, just when the last novena should be ending, she'd know Santo Guiseppe wasn't concerned about them at all. But may all the angels in Heaven prevent her ever knowing what had happened! He had landed in jail soon after reaching America . . . It was his prayer that she should never know that.

The smell of sheep blowing in on the wind that came from the stockyards, nauseated him. Now he understood the terror of the animals he had seen there herded along to the slaughter house in a routine from which there was no escape. Poor foreigners who weren't smart, and didn't know the ways or the language of America, were not much better than sheep.

It was true, as Grandmother back in Italy would have said: "It is better to be unborn than untaught, for ignorance is the root of misfortune . . . Mind now that you keep your wits about you in America," she had warned him the very last thing before he got on the ship at Genoa. "You can't go wool-gathering there Beppo, the way you do here. You have to be smart in America. Don't trust anyone until you're sure of him. 'If you trust before you try, you may repent before you die.' "

Elisabetta's hand had pressed his. "Don't worry, Beppo mio. Just remember Santo Guiseppe is going to take care of you. I have asked him, and he never refuses me anything."

It seemed Santo Guiseppe had taken care of him that first pay day when he and the other Italian boys in the factory were having a glass of chiati after work. The man in the brown suit who came into the tavern and inspected the crowd of boys with quick, sharp eyes, walked straight to Beppo.

"You're new! That rates you a drink on me. I always treat a newcomer. My name's Burns, Nate Burns."

When Nate Burns elbowed up to the bar, leaning a hand on Beppo's shoulder, it seemed funny that the rest of the fellows sidled off. Even when Lou Castoi had looked back and jerked his head in a signal to come with them, Beppo didn't

---

In the day of good things be not unmindful of evils: and in the day of evils be not unmindful of good things: for it is easy before God in the day of death to reward every one according to his ways.

In the prosperity of a man, his enemies are grieved: and a friend is known in his adversity.

Who will pity an enchanter struck by a serpent, or any that come near wild beasts? So is it with him that keepeth company with a wicked man, and is involved in his sins.

Do good to thy friend before thou die, and according to thy ability, stretching out thy hand to the poor.

like to seem so rude as to walk away from a man who'd bought a glass of wine fore him.

Nate Burns grew chummy after the second drink. "Beppo, how'd you like to make some extra money?" he asked.

"I'm not smart, Mr. Burns. I don't know how to do anything to make extra money."

"You dont' have to be smart. All you have to do is get yourself into some group in your church, or some club, and read a few speeches that I'll give you. Then you pass out a few pamphlets and you're twenty bucks to the good. Thats' easy money for a guy's spare time, and I guess you can use it. You fellows sure are underpaid if anyone ever was."

If Mr. Burns thought eighteen dollars a week wasn't a lot of money to a kid who'd never had more than twenty **lire** at a time, he must be awfully rich. "But why should you pay me so much just to give a speech and pass out a few pamphlets, Mr. Burns? Who wants to hear me talk? 'What you get cheapest, costs most,' Grandmother used to say at home. What's the speech about, Mr. Burns?"

"Oh, politics. It tells the fellows how they can get on better with the right political party. You're really doing them a favor too."

Suddenly, Beppo grew tense. "Is it—Communism?" he asked.

Mr. Burns aimed his cigar at the cuspidor. His voice was harsh. "Beppo, don't believe the stories those crazy kids will tell you about what a bad thing Communism is. The same fellows are going to wish they were with us, some day."

"But I don't need to be told Communism is a bad thing, Mr. Burns." Beppo slid off the stool. "It wouldn't be honest for me to give speeches saying it's good, because I know it isn't. Everyone in Europe knows what Communism has done there."

"What do you care whether you believe the speeches, as long as you get your twenty bucks? Don't be dumb. You got to have money in America—or you get kicked around."

Beppo shook his head. "I'm not smart like you, Mr. Burns, but I'm smart enough to know its' wrong to say anything that might make someone believe Communism could be good."

Beppo had hurried down the street to his boarding-house. On the way, he stopped to light the candle to Santa Guiseppe as he did every pay day. This was one of the best moments in his day; kneeling before the shrine, he could relax and think of Elizabetta without someone poking him in the ribs and saying he must be in love, mooning that way!

The next morning Pete Morro had followed him into the washroom. "I never get a chance to talk to you Beppo, without some big-nosed friend of yours butting in.' Pete held out his package of cigarettes. "Sometimes I say to myself 'Gee, I'd like to be a friend of young Bianci. There's lots of thing I could do for you here in America, kid. Our old men working together on the same estate in the old country the way they did makes me feel we was brothers almost." He held a match to Beppo's cigarette. "I was sure sorry when I heard about your mother and father being killed by a bomb. And the news from Chiavari sure ain't good now. It seems almost everyone in the village will be starved to death. Your grandmother and your girl O.K.?"

Beppo wished Pete hadn't mentioned them. The fellows would laugh if Pete told that young Bianci was such a baby he couldn't even hear his grandmother and Elizabetta mentioned without his eyes filling with tears. Sometimes, when he was eating, a mouthful of food would stick in his throat, because he was wondering whether they'd had food that day at home.

"Things aren't so good with them, Pete. But I'm saving every penny, and maybe it won't be long before I can bring them out here."

"Ever think of sending packages of food home to them? Lots of the guys send stuff every week through a fellow I know. He buys things wholesale so you get a swell break on the price. You pay him and he takes care of everything. Maybe if I ask, he'd do it for you, too, Beppo."

"Doesn't it cost an awful lot?"

"Not so much. It's according to what you want. Some of the fellows spend as much as half their pay. But you can send as little as seven fifty worth."

"Yeah, but even seven fifty out of my pay would take that much longer for me to save up the boat money . . ."

"Ever figure that if you don't send them food, maybe they wont' live to get to America?

Do you know how many people have starved to death at home this year? My grandmother did. You wouldn't want that to happen to your folks. If you like, I could speak to my friend tonight."

"That would be swell of you, Pete."

"How much money you got saved, Beppo?"

"Twenty-three dollars."

"That would send three parcels. You're lucky to have so much—when you think of what it might mean to your folks."

The boxes from America would be even more of a treat for grandmother than the roast goose at Michaelmas. He could hardly wait for her letter that would tell him how splendid it was. But as the weeks grew into months and Elisabetta wrote that the parcels Beppo said he sent never reached them, Beppo

began to understand. He hadn't been smart like she told him to be. He had trusted Pete. A fellow who'd take advantage of the ignorance of those worried about their families at home was no better than a thief. Never again would he trust anyone until he was sure.

But meanwhile, grandmother and Elisabetta might be starving.

"Do people ever mail food home from here?" he asked the boys at the factory. "I want to send something."

"Sure, the U. S. mail delivers a parcel anywhere. Just take it to the window marked Parcel Post at the postoffice."

He had had to leave the church that afternoon before the novena service was over to get to the postoffice before it closed. For a moment, going inside, the signs over the windows were blurred by the sudden change from glaring sunshine to the dim interior. Beppo stood staring around uncertainly. When he spelled out the words Parcel Post and went toward the window, those who were waiting shoved him back.

"Get in line and take your turn. Who do you think you are," one demanded.

Ashamed, he backed away. If he could speak English better, he could explain he hadn't meant to push in ahead of anyone, but the few words of English he knew left him when he was excited . . .

Dumb, that's what I am. I've been dumb about everything since I got to America, he told himself now in the courtroom as the bailiff's truncheon struck the table and the buzz of conversation stopped.

The crowd was on their feet, shifting their attention from the prisoner to the judge, who was coming back through the door behind his desk.

Beppo forgot that a moment before he had been wishing he could sit down because feet that had known nothing more confining than rope sandals for the twenty years of his life were tormented by the pointing, shiny toes of the shoes the salesman recommended. Physical discomfort was nothing now compared to the disgrace of standing before the roomful of unfriendly, condemning eyes.

Sweat oozing from his forehead trickled into his eyes. The warm wetness of his shirt on his back grew cold as he watched the lawyer who'd come to his cell with the interpreter, get up to speak.

He felt the eyes of the crowd on him when the book was held out to him and he touched it in the way he had been instructed, while the question was asked him. "I do swear," he began firmly, comforted by the thought that if American judges used the holy Bible they must be honest men.

"Giuseppe Bianci," sternly the judge held his eyes, "did you without provocation, strike the defendant on the head, in the routine persuit of his duties as parcel post clerk in the stockyards district postoffice?"

"He told me a little parcel of food I was sending to my grandmother in Italia who is starving, was too big. But judge, if people are starving could any parcel of food ever be too big?"

When the crowd laughed as the interpreter repeated his answer, anger became a choking lump in his throat. Sleek as fattened porkers, who never knew hunger, they could only sneer, just as the postoffice clerk in the parcel post window did, shoving back the package.

"Too big?" at first, Beppo hadn't understood.

"Yeah. Too much . . . troppo grosso. You can't send it." The clerk put out his hand to the next customer, placing a parcel on the scale and stamping it while Beppo stood by, confused and bewildered. By Santo Giuseppe, they were all against him . . . First Nate Burns, whose name, the guys said, was really Berstein, tried to get him into trouble. Then Pete Morro cheated him out of all his money, and now the postoffice man wouldn't let him send a package because it was too much food to send out of a country that had so much. But maybe, he thought hopefully, the man at the window had not understood.

"But it's only five dollars' worth," he tried to explain. "A dollar of **pasta**, a dollar of **formaggio**, two dollars of farina, a dollar of . . . " The man's ox-like eyes did not change; only the beads of sweat glistening on his face turned green as he pushed the celluloid eye shade up on his forehead. With an elaborate show of patience, he shoved the parcel back across the counter. "Listen, its' too big, t-o-o b-i-g. Now scram with your dollar of **pasta** and your dollar of whatever else it is."

Surprise that people could be so hard-hearted changed to fury. Slowly, Beppo picked up the parcel.

"So you finally got it." The thin, pale lips of the clerk,

THE FOLLY OF RAGE

A public official was one day reading his newspaper when he came upon an article in which he was severely critized. The article threw him into such a rage that he swore to a friend that he would get revenge. The friend was a philosopher, and answered as follows:

"You will do nothing of the kind. Half the people who have read the paper did not see the article. Half of those who did see it, did not read it. Half of those who read it, did not understand it. Half of those who understood it, did not believe it. Half of those who believed it, were of no importance anyway. Therefore, forget it."

twisting into a sneer, proved, if proof were needed, that he didn't care whether or not an old grandmother and a girl back in Italy might be without food.

"Maybe someone big and fata like you needs the **pasta** and the **formaggio** more than my grandmother and Elisabetta. If that is why I cannot send it, then keep it.

May Santo Guiseppe stand between him and all wickedness, he thought frantically, but some impulse he could not control was driving him. He clutched the box in his shaking hands. With a thud it smashed down on the man's head. It didn't matter that he crumpled up like —well like the sheep at the stockyards. Nothing mattered except that now grandmother and Elisabeta would never get to America if the man lying so still on the floor was—dead. It would be the electric chair, or maybe a rope around his neck.

"Giuseppe Bianci." This time, it was the judge's voice rousing him from the problem of who would look after grandmother now, when she'd get too old to work in the Chiavari groves, sorting the big black olives into vats of brine. "Giuseppe Bianci, assault and battery are offenses for which you must be punished, though fortunately for you the postoffice clerk was not hurt. Taking into consideration your unfamiliarity with our language, we are prepared to deal leniently with you. You may have your choice of a fine of ten dollars or a week in prison."

Beppo wet his lips. What should a man do at a moment like this? Should a prisoner say something when a judge sentenced him? Unexpectedly, he felt relieved that the punishment was no worse. In the back of his mind had been the memory of a man in the police barracks at home, who, only because he had uttered some idle criticism of the head of the nation, was flogged until he slumped to the ground.

But still, it didn't make sense that Americans who were so rich, could be so severe about sending a little parcel of food away, and so lenient with someone who broke the law.

"Well, Giuseppe?" The Judge's eyes seemed actually to smile at him. "Which do you choose?"

Ten dollars was lots of money. Ten dollars from the enevelope under the mattress would leave eighty dollars more to be saved before he could send the boat money. A whole month, maybe, might pass before he could save that much. Even jail was better than making grandmother and Elisabetta wait, hungry and miserable, for another month. Beppo straightened his shoulders. It wasn't easy to make a choice. He gulped, while sweat washed down his face.

..."Prison, please." Beppo didn't look up. The judge might see that his eyes were brimming. With the back of his hand he wiped the sweat from his forehead. The bluebottle bumped against the window, trying to find a way to escape. Like himself, he thought, the bluebottle's foolishness had got it into a corner from which it couldn't escape without getting hurt.

"Why do you make that choice, Giuseppe? A prison record is a bad start in a new country."

Santo Giuseppe! If the judge would just send him to prison and not ask questions. Every time he talked, the crowd laughed at him. Half a dozen times the bailiff had to pound the table, shouting for quiet in the courtroom. Beppo bit hard on his lower lip. Holy Mother of the Cristo, don't let people laugh now. He looked up at the judge, knowing that if he could speak English as well as he understood it, he could make him see that nothing was important but to have money for the two steamship tickets. What was jail after all?

"I make the choice, Judge. I say prison." If they'd only stop staring at him, maybe he could talk without a lump coming into his throat. "I would do anything to get my grandmother and Elisabetta here to America quick. If I pay the fine, they have to wait until I again save ten dollars." In the quietness, the bluebottle buzzed noisily. The dusty tan curtains stirred in the breeze. "Judge, why couldn't I send that box of food home? Is it because, like Nate Burns and Pete Morro says that the poor guys get kicked around in America? Could a rich man send that parcel to **Italia**, Judge?" He didn't care now that laughter trickled across the room. "What's funny about that!" he shouted back to the crowd. Angrily, the judge's gavel ordered silence. "Can I start for prison now, Judge?"

Prison would be better than this. Alone in some dark corner, he could hide from the mocking eyes of people who thought it was funny that other people were starving. As for all the candles and novenas to Santo Giuseppe, he ought to have known better than expect something great to sope for. Religion was all righ for women. Women were sentimental.

"Beppo," the Judge was saying. "You don't understand. You were not prevented from sending that parcel because it was too much to send away. It is simply that to make it possible for all the people in America who want to help relatives in Europe, there must be some uniformity in the size of the parcels. If everyone sent big packages like yours, there would not be room in all the ships on the Atlantic to carry them. Some would be left. Isn't it better for many people to get a small package than for only a few to

get big ones? The boxes going to Europe, Beppo, have to be a certain standard size. The post-office man should have explained that."

He should have known, Beppo himself. If he weren't dumb he'd have realized it was something like that. "I am sorry, Judge. I did not understand."

"Take my advice and pay the fine," the Judge was saying. "Don't you think your folks would rather wait in Italy another month than know you spent a week in jail? You can never be an American citizen if you choose jail."

"Oh, but I got to be an American! All my life I saved every **soldo** to come to America. I'll pay the fine, Judge. I got money home under the mattress. I live two streets away. I come right back."

He turned to leave the box, but the policeman behind him blocked the doorway. With the abruptness of a radio being clicked off, laughter stopped when the judge's gavel pounded.

"Judge, may I say something?" A man midway down the room stood up. "Judge, I think a boy like Beppo who has struggled to come to our country because he sees its greatness, deserves better luck than he's had. He's had some tough breaks—and no one to help him. I think we should help him now. With your permission, I would like to pass that hat, so that he can bring his grandmother and his fiancée here more quickly."

The stinging, choking lump was in Beppo's throat again. It was true, then, that things like this really happened in America. Why, he wondered, with the same feeling of surprise he used to have at **Epifania,** when he found presents in his shoes, was he so lucky? No one at home ever got money from strangers who were just big-hearted and wanted to help someone. But why should it happen to him? Through the open window, he could see the blue sky growing rosy in the reflected afterglow. The sun was dropping quickly behind the skyscrapers, and for a moment a ray of light shafted up and turned the grimy statue of old Santo Giuseppe from gray stone to bright shining gold.

The Catholic Prayer

"The Catholic Apostolate"

A. H. GOLDSCHMIDT, S.C.A.

The Rosary is a genuine Catholic prayer. At the same time it is a thoroughly Biblical prayer, as the following lines will demonstrate. I shall not, however, go into minute details but rather trace its constituent parts back to their source, namely the Bible. You will readily see that —except in a very few instances —the Rosary is Biblical throughout.

What are its constituent parts? There is the **Lord's Prayer** which you will find in the Gospel of St. Matthew (6, 9 f.), and Luke (11, 2 f.). The **Hail Mary,** at least the greater part of it, is likewise Biblical. The angel Gabriel in God's name addressed the Blessed Virigin in this manner: "Hail, full of grace, the Lord is with thee; blessed art thou among women" (Luke 1, 28). For its completion we may recall the words of the Holy Spirit with which Mary was addressed through the mouth of Elizabeth: "Blessed art thou among women **and blessed is the fruit of thy womb"** (Luke 1, 42). The **Glory be to the Father, etc.,** in this precise form is not Biblical. Pope Damasus (367-384) ordained that it be said after each Psalm in the recital of the Divine Office. Nevertheless, it is well based on the New Testament Scriptures. See for instance: Matth. 28, 19; 2 Cor. 1, 3; Gall. 1, 3; Ephes. 1, 3; 1 Peter 1, 3.

We come now to the mysteries of Redemption, Salvation, and Sanctification which offer the various points for our pious reflections while saying the Rosary as it was finely suggested in the preceding presentations by Father Brell (Catholic Apostolate).

First there are the joyful mysteries. They are called joyful because they remind us of the advent or coming of the long desired Savior. The first mystery is the Annunciation. It is recorded in the Gospel of St. Luke (1, 26 f.), reading: "Now in the sixth month the angel Gabriel was sent from God to a town of Galilee called Nazareth, to a virgin betrothed to a man named Joseph, of the house of David, and the virgin's name was Mary. And when the angel had come to her, he said, "Hail, full of grace, the Lord is with thee. Blessed art thou among women."

The second mystery is the Visitation of which we read at length in the same Gospel (1, 39 f.).

The third mystery presents the Birth of Christ spoken of in the second chapter of St. Luke's Gospel, and with which everyone is familiar.

The fourth mystery informs us about the Presentation of our

Lord. You will find it in Luke again (2, 21 f.).

The fifth mystery invites us to meditate on the Finding of our Lord in the Temple. Read Luke 2, 41 f.

The joyful mysteries are predominantly the "Childhood mysteries." The hidden life and the greater part of the public life of our Lord are omitted. Only the mysteries of the Passion of our Lord (sorrowful mysteries) are resumed. They constitute as it were Christ's real "life-work," namely the actual work of our salvation. The hidden life of our Lord, therefore, is more or less considered to be the preparation to Christ's "life-work."

Second there are the sorrowful mysteries. Consequently they depict Christ's suffering following step by step the Gospel narrative. The first mystery of this particular group presents the Agony in the Garden as we read it in detail in the Gospel of St. Luke 22, 39 f.; Matth. 26, 36 f.; Mark 14, 32 f.; John 18, 1 f. The second mystery presents the Scourging at the Pillar as recorded in Mark 15, 15; Matth. 27, 26; John 19, 1. The third mystery tells us about the Crowning with Thorns: Matth. 27, 29; Mark 16, 17; John 19, 2. The fourth mystery about the Carrying of the Cross: John 19, 17. (And bearing the cross **for himself,** he went forth, etc.) Finally, the fifth mystery depicts the Crucifixion of our Divine Savior. "And they brought him to the place called Golgatha which translated, is the Place of the Skull. And they gave him wine to drink mixed with myrrh: but he did not take it. Then they crucified him" (Mark 15, 22 f.); Luke 23, 33; John 19, 18.

The second group of our Lord's mysteries of salvation, is followed by a third group of mysteries, called the glorious mysteries. In this group falls chiefly the work of our sanctification. The first three mysteries again are directly taken from the Scriptures. They are The Resurrection as recorded in Matthew's Gospel (28, 1 f.); Mark 16, 1 f.; Luke 24, 1 f.; and John 20, 1 f. The Ascension: Mark 16, 19; Luke 24, 50; Acts 1, 4-14. The Descent of the Holy Ghost upon the Apostles as related in the Acts 2, 1 f. There remain now only two mysteries of this group, i.e., The Assumption of our Blessed Mother into Heaven and The Coronation of our Blessed Mother in Heaven. These are the only mysteries not mentioned in the Scriptures.

Finally I need not say much about the **Apostles Creed**, for it is evident enough that it is a very old brief summary of the fundamental doctrines culled from the body of the New Testament writings. Thus it is no exaggeration to say the Rosary is truly a Catholic prayer and at the same time a Biblical prayer also. For this latter reason it is often called "A Compendium of the Gospels!" From this prayer we will acquire an ever deeper appreciation of God's work of Redemption, Salvation, and Sanctification. We will also receive considerable encouragement to practice the outstanding Christian virtues. The Blessed Mother as well as her Son will constantly teach us how to be humble, gentle, patient, charitable, obedient, recollected, and above all how to suffer. They will teach us how to make efficacious use of the means of our sanctification! Pope Pius IX knew what he was saying when he said: "In the whole Vatican there is no greater treasure than the Rosary!"

To An Old Priest

SISTER ROSALIE, S.S.J.

What thousand times you held the Blessed Bread—
What thousand times above the Chalice bent!
And how the sin-gloom of the world was rent
With morning lightnings where your Mass prayer sped!
On the steep Sinai that you daily tread,
How high are heaped Christ's garnered graces, lent
To men throu you! What Heaven-wealth, opulent
With more than Midas power, your priesthood sheds!
Oh, this glory, far above the fame
Of heroes, that you fling resistless grace
Like bursting shells against the towers of sin!
Oh, this is battle, this is roaring flame
That leaps God-high! And triumph lights your face
Above the Chalice, as High Mass begins.



Better is a man that hath less wisdom, and wanteth understanding, with the fear of God, than he that aboundeth in understanding and transgresseth the law of the most High.

Forgive thy neighbor if he hath hurt thee: and then thy sins shall be forgiven when thou prayest.

The stroke of a whip maketh a blue mark: but the stroke of the tongue will break bones.

The Question Box

Only signed letters will be answered

What is the Seal of Confession? and does it bind the penitent?

It is the obligation under which the priest is absolutely bound, under the most solemn oath, to maintain complete secrecy with regard to the sins told him in confession. Not only is it impossible for him to reveal the sins of the penitent under any circumstances, but neither can he make any use of the knowledge gained in confession if this would in any way inconvenience or embarass the penitent.

The penitent is not bound to this secrecy. He may tell his sins, or even what the priest has told him in confession. However, the serious Catholic, as a rule, respects this sacrament too much to speak lightly of matters that transpire in the confessional.

Who founded the Children of Mary?

This society was organized in 1847, in France. At first it comprised girls in the schools of the Sisters of Charity. Later, boys were admitted. The society spread throughout the world, and it has been enriched by the Popes with many indulgences.

What is the good of fasting and abstinence?

Mere fasting or abstinence in itself is not pleasing to God, but when performed in obedience to Christ's Church, it means self-denial and the following of Christ; it brings the body into subjection, and prepares the soul for the grace of the Holy Spirit. St. Augustine says that abstinence "purifies the soul elevates the mind, and subordinates the flesh to the spirit," and St. Ambrose calls fasting "the death of sin, the root of grace, and the foundation of chastity."

May a priest refuse absolution?

He not only may refuse it, sometimes he is bound to deny absolution. For being a judge in this solemn tribunal, the priest must determine whether the penitent has the proper dispositions. In the absence of such conditions the penitent is not properly disposed, and hence is not worthy of pardon. Thus, one who refuses to give up a certain sinful habit, to make restitution, to remove the occasions of sin, etc., is not in a proper mood to be absolved.

Who are the Catholic Knights of America?

They are a fraternal insurance society founded in 1877 by four Catholic gentlemen in Nashville, Tenn. They have councils in many states, with headquarters in St. Louis.

What was the Right of Sanctuary?

It was the right to protection accorded those who sought shelter from persecution or the law. Usually such a person who fled to a church was allowed to remain in the sacred building for thirty or forty days only. This right of asylum existed from the fourth century to the reformation, and it was found in nearly all civilized countries.

When was the Vatican Council held?

It was convoked on Dec. 8, 1869, and was forced to adjourn Oct. 20, 1870, because of the invasion of Rome by the Italian army. It was the twentieth, and the last, ecumenical council of the Church. One of the chief results of the gathering was the proclamation of the doctrine of papal infallibility.

Have you heard these?

Full Capacity

Husband: "I'm going to make a New Year resolution not to drink any more."

Wife: "What's the use of that? You could hardly drink more than you do now."

Can't Fool Her

Young Lady: "A can of floor wax, please."

Clerk: "Sorry, ma'am; we have only sealing wax here."

Young Lady: "Don't get funny. Whoever heard of waxing a ceiling!"

Warning

First Visitor: "These cakes are hard as stone."

Second Visitor: "Sure; didn't you hear her say: "Take your pick' when she passed them around?"

Considerate

Nurse: "The doctor says you may talk with your wife for five minutes, but no longer."

Husband: "Good old doc!"

A telephone lineman with a broken leg was taken to a hospital for treatment. After the leg had been set, the nurse asked him how the accident occurred. He replied:

"You see, ma'am, it was this way. I was stringing for the company and I only had one ground mole. He was up a big come-along, and she was a heavy one. I was pullin' on her and yelled to the mole to give the guy a wrap; instead he threw a sag into her, and that broke my leg."

"Yes," the nurse replied, "but I don't quite understand."

"Neither do I," said the lineman. "The darn fool must have been crazy."

After six weeks' stay McNab grudgingly gave the porter a quarter.

"You know," he said, "when I was in Paris, tips cost me nigh unto a dollar."

"Were you there many years, sir?" asked the porter.

Point of View

Jack: "Say, John, what ever made you join up in this war?"

John: "Well, I have no wife and no children and I do love war. What made you join?"

Jack: "Well, I have a wife and ten kids, and I do love a bit of peace."

Loafing On Job

Farmer, Come to Town: "Is that a skyscraper?"

"Yes, sir, what makes you ask?"

Farmer: "I'd like to see it working."

Make-Up

Caller: "Your sister is a long time making her appearance."

Little Brother: "Well, she'd be a sight if she came down without making it."

STUDENT BURSE

Die Student Burse oder das Priesterhilfswerk des Marienboten will armen Studenten helfen, sich auf das Priestertum vorzubereiten. Priester sollen nicht nur jene werden dürfen, deren Eltern ihrem Sohne das lange Studium bezahlen können. Auch jene, die arm sind, arm an Geld, doch reich an Frömmigkeit, an Opferbereitschaft, Liebe Gottes und Verstand, haben das Recht, dem Rufe Gottes zu folgen, falls der Herr sie als Diener seines Altares will. Wir brauchen Priester. Wir brauchen ganz besonders Missionspriester, die hinausgehen könnten, um den Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen. Unser Ziel sind $6,000.00. Mit diesem Gelde will der Marienbote in unserem Missionskolleg zu Battleford eine ewige Freistelle für einen armen Priesterstudenten errichten. Wer will uns weiter helfen? Im Mai haben wir in der Meinung aller, die bis heute das Priesterhilfswerk unterstützt haben, ein feierliches Hochamt gehalten. Wir werden auf dieser Seite verkünden, wann das nächste Hochamt in der Meinung unserer treuen Geber gelesen werden wird. Senden Sie Ihre Gaben für das Priesterhilfswerk an

The Marian Press

922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe.

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch mein geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

— 83 —